



clv

Dieter Boddenberg

*Und wenn Er
heute noch käme?*

clv

Christliche Literatur-Verbreitung
Bielefeld



Christliche Verlagsgesellschaft
Dillenburg

1. Auflage 1999

© der Taschenbuchausgabe 1999
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach
Satz: CLV
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-430-X (CLV)
ISBN 3-89436-220-0 (CV)

Inhaltsverzeichnis

»Ein langes Vorwort« oder: »Wie dieses Buch entstand und was es will«	9
Gedanken	13
Neues Hören	18
Die zwei Kommen Christi auf die Erde	20
Die Entrückung der Gemeinde	24
Folgen des Wissens	40
Und was nun?	45
Antwort im Gespräch	49
Antwort in der Tat	67
Die andere Denkrichtung	67
Ganz anders handeln	77
Eine Frage zieht Kreise	80
Besuch bei Tante Charlotte	80
Wirkungen bei der Jugend	83
Lebers verzichten	90
Ein Krankenbesuch	97
Streitigkeiten	101
Wie sich Gemeinde durch Gottes Wirken ändern kann	104
Die Gruppe »Undank«	107
Neuorientierung und Engagement	110
Gemeinde entdeckt ihren Funktionsplan neu	113
Nachbesinnung	118
Ein Nachtrag	126



*Euer Herz werde nicht bestürzt.
Ihr glaubt an Gott, glaubt auch an mich.
Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen.
Wenn es nicht so wäre, würde ich euch gesagt
haben: Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten?
Und wenn ich hingehge und euch eine Stätte bereite,
so komme ich wieder und werde euch zu mir
nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin.*

Johannes 14,1-3

*Siehe, ich sage euch ein Geheimnis:
Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber
alle verwandelt werden, in einem Nu, in einem
Augenblick, bei der letzten Posaune; denn posaunen
wird es, und die Toten werden auferweckt werden
unverweslich, und wir werden verwandelt werden.*

1. Korinther 15,51.52

»Ein langes Vorwort« oder:
»Wie dieses Buch entstand und
was es will«

Es war auf einer Geburtstagsparty vor einigen Jahren. Wir saßen bei Freunden. Ein recht großer Kreis von jungen Leuten, die sicher zum größeren Teil echte Christen waren, hatte sich zum fröhlichen Feiern zusammengefunden. Geschäftig eilte die Hausfrau hin und her und versorgte ihre Gäste. Das gesuchte, gemeinsame Gespräch löste sich immer wieder aus zaghaften Ansätzen zu Unterhaltungen in kleinen Gruppen auf. Dies geschah zum Leidwesen des Hausherrn, dessen Miene lang und länger wurde, so lange, bis einer der vertrauteren Gäste des Hauses ihm helfend beisprang und einem auch anwesenden Prediger laut die Frage stellte: »Hören Sie doch mal Herr X: Wann kommt denn eigentlich der Antichrist?«

Vielleicht wollte der Fragesteller besonders interessant oder betont geistlich fragen. Jedenfalls gelang es ihm, das Raunen, Schwätzen und Murmeln der großen Schar wie mit einem Ruck abzuschalten. Eine Stille trat ein, die fast peinlich wirkte.

Der Angesprochene wusste vielleicht auch nicht so Recht, was er den ihn gespannt beobachtenden Mitgästen antworten sollte. Eine Zeit lang zögerte er, besann sich dann und fragte statt einer Antwort zurück: »Ich weiß das auch nicht so genau. Worauf warten Sie denn, auf den Antichristen oder auf den Christus?« Mir liegt es fern, sowohl die Frage wie die Antwort zu werten. Aber eins hat dieser Abend wie kaum je ein anderer zustande gebracht: Er zeigte mir die uns oft anklagende, am echten Ziel des Christen vorbeischießende, mögliche innere Ausrichtung. Einige werden sagen, nun ja, war doch nur knapp vorbeigefragt,

fast noch dicht am Schwarzen. Knapp vorbei aber ist eben ganz vorbei und dicht neben dem Zentrum ist nicht im Zentrum. Fragen nach dem Antichristen sind interessant und zu einem Teil sogar berechtigt. Den genauen Zeitpunkt seines Auftretens zu kennen wäre schön und nützlich. Aber meist ist das Fragen und Antworten bei diesem Thema von spekulativer Neugier geprägt und bringt den Christen seinem Herrn jedenfalls nicht wesentlich näher. Genauso wenig zeitlich einzuordnen und fixierbar ist der Zeitpunkt des Wiederkommens Jesu Christi zur Entrückung seiner Gemeinde. Die meisten Angaben dieser Art werden oft falsch gedeutet, weil sie sich durchweg auf sein Kommen in »Macht und Herrlichkeit« zur Aufrichtung des Tausendjährigen Friedensreiches hier auf der Erde beziehen.

Die Gemeinde Jesu ist als Brautgemeinde, nachdem die Juden auch das Gnadenangebot Gottes im Zeugnis des Stephanus verwarfen (Apg. 7), gewissermaßen ein Einschub Gottes in seinem grundsätzlichen Heilsplan. Daher umgibt auch die Entrückung dieses geistlichen Gebildes ein geheimnisvoller Schleier. Entrückung ist ein Familiengeheimnis der Gemeinde Jesu. Es will und soll beglücken, trösten, mahnen, ausrichten und aufmuntern.

Wenn uns als Zentrum unserer Gespräche deshalb das Kommen des Herrn Jesus Christus für die Seinen beschäftigen würde, lägen wir mit unserer Thematik sicherlich richtiger. Und das wäre auch weit nützlicher. Es würde ebenso sehr nach oben ziehen, wie die Beschäftigung mit dem Negativen nach unten drückt. Natürlich hat uns Gott die vielen Aussagen über die Endzeit und ihre Gefahren im Alten wie im Neuen Testament nicht umsonst gegeben. Wir sollten sie schon kennen und uns auf dieser Basis warnen lassen vor Verführung und Kursverlust. Aber lasst uns doch bei all unserem vorhandenem Wissen über diese Zeit und vor diesem dunklen Hintergrund einmal den Herrn Jesus Christus als den aufgehenden »Morgenstern« sehen,

mit dem der neue Tag Gottes anbricht. Wenn das Herz davon voll erfasst ist, dann wird auch unsere Sehnsucht nach oben wieder stärker. Und die wird uns dann mehr und mehr lösen von all dem, was uns hier anhaftet und an diese Erde, die ja eben nicht unsere Heimat ist, bindet.

Etwas anderes kommt noch hinzu: die meisten Christen heute wissen für sich sehr genau, dass sie in den letzten Tagen der Gnadenzeit leben und dass ihr Herr sehr bald wiederkommt. In vielen Predigten und Gesprächen, in Schriften und Büchern ist das hörbar und nachlesbar. Deshalb kann es einen nur überraschen und fast erstaunen lassen, wenn man dann sieht, dass dieses Wissen so wenig Wirkung im Alltag ausübt.

Müssten denn nicht die Kinder Gottes heute deutlich merkbar ihre Häupter erheben in dem Wissen: unser Herr kommt; es könnte heute schon sein? Wäre es nicht vernünftig und logisch, wenn dieses Wissen zur Heiligung im persönlichen Leben wie in der Gemeinde führte? Wäre es nicht selbstverständlich, wenn bei ihnen sich im Lichte der Wiederkunft Jesu die Rangordnungen der vielen Dinge, die auch zu tun sind, zugunsten der wenigen, wirklich wichtigen, die vordringlich zu tun sind, verschieben?

Ja, sagen wir, so müsste und muss es sein. Wie oft haben wir es vielleicht früher schon gesagt und gesungen und dann aus unserem Wissen eine bloße Theorie gemacht, die man selbst samt ihren Auswirkungen ziemlich leicht in eine etwas ferne Zukunft schieben kann.

Wenn wir so handelten, sind wir dem Wort Gottes und seiner Zielsetzung ausgewichen. Es gibt ein schreckliches Wort im Propheten Hosea Kapitel 11,7. Da sagt Gott zu seinem Volk Israel, was ganz ähnlich wie wir auf einen Anruf Gottes reagierte: *»Mein Volk hängt an dem Abfall von mir. Und ruft man es nach oben, keiner von ihnen erhebt sich.«*

»Keiner von ihnen erhebt sich!« Eine schreckliche Antwort auf Gottes Mühe. Sicher ist das die Zielsetzung des

Teufels und seiner Kräfte. Was soll nun stärker sein und stärker bei uns wirken: die Verführung des Satans oder der Ruf des Herrn nach oben? Lassen wir uns noch rufen?

Es gibt für mein Verständnis keine Botschaft im ganzen Wort Gottes, die so aufrüttelnd und wachmachend wirken kann, wie der Ruf: der Herr kommt!

Trotzdem kann man auch das noch in seiner ersten Wirkung abwerten etwa mit dem lakonischen Satz: ja, das weiß ich. Dann aber muss bei einem, der sich wirklich ehrlich stellen will, die Frage auftauchen: Was wäre denn, wenn Christus heute noch käme?

Und das soll nun Thema dieses Buches sein. Es ging mir weniger um die oft gebotene Darstellung endzeitlicher Ereignisse. Diese sind noch einmal kurz zusammengefasst in einem Anhang dargestellt. Vordringliches Anliegen dieses Buches ist vielmehr die zentrale Frage, ob wir wirklich mit der Wiederkehr Jesu so real rechnen, als ob sie heute noch stattfände. Und dabei geht es mir nun um die konkreten Folgen, die solches Wissen, solche Überzeugung im Leben des Christen haben kann und muss.

Damit dies packender wird und geradezu miterlebt werden kann, habe ich die möglichen und nötigen Fragen und Folgen in eine Rahmenerzählung eingebettet. Dabei eventuell aufgetretene Ähnlichkeit mit lebenden Personen ist ungewollt und zufällig.

Dieses Buch wäre umsonst geschrieben und hätte sein Bestimmungsziel verfehlt, wenn die Aussagen und Beispiele nicht beeindrucken und korrigieren würden. Deshalb bete ich um diese Wirkung zum Herrn Jesus. Er möge die Botschaft segnen, damit die Seinen heute ihrer gottgewollten Bestimmung entsprechend leben, Ihm dienen und auf ihren geliebten Herrn wartend erfunden werden, wenn ER wiederkommt.

Und wenn das heute noch wäre?

Dieter Boddenberg

Gedanken

Ganz wohl war es Ulrich Richter an diesem Morgen nicht. Ein unbestimmter Druck im Kopf, den er auch mit mehreren Aspirintabletten nicht hatte verdrängen können, plagte ihn und hinderte ihn in seiner Arbeit. Kaum ein klarer Gedanke wollte ihm kommen und dabei saß er schon seit Stunden vor seinem Zeichenbrett. Die ihm sonst so geläufigen Linien tanzten auf dem Papier hin und her und verwirrten sich zu einem Knäuel, dem jeder Sinn abging.

Und dabei war draußen der Himmel blau, die Sonne lachte bis ins Zimmer hinein, und es war angenehm warm, obwohl die schon spürbare Kürze der Tage die Nähe des Winters bereits ankündigte. Eigentlich hätte man nochmals die restlichen Ferientage nutzen müssen und wandern sollen in den bunten Wäldern oder gar noch einmal baden sollen im Meer.

Renate, so ging es Ulrich durch den Kopf, hatte ihm das in den letzten Tagen vorsichtig, wie es ihrer Art entsprach, nahe gelegt. Und er hatte es auch blitzartig verstanden, innerlich sogar bejaht und dann doch wieder verdrängt über dem Wust, dem Berg von Arbeit, die nach Erledigung schrie.

Noch einmal nahm Ulrich einen Schluck Kaffee. Er fing an, Tagträume zu haben. Wunschträume, die ihn in unkontrollierten Momenten überfielen.

Wie war das früher gewesen? Als die Kinder noch kleiner waren? Als alles irgendwie harmonischer zugeing, geordneter im Ablauf, ruhiger und doch sinnvoll und eigentlich genauso ergebnisträchtig wie heute? Wenn er mit seiner Frau dösend im Garten gelegen hatte und die Kinder spielten und von Zeit zu Zeit auch mal irgendeine vermutlich dringende Frage stellten und es doch nicht störte. Oder wenn sie alle zusammen in die Ferien fuhren?

War das nicht schön gewesen? Zugegeben, das Auto war kleiner und eng, fast zu eng mit dem vielen Gepäck.

Aber ehe man irgendetwas kaufte, überlegte man, ob das noch im Haushaltsbudget drin war. Aber war der heutige, größere Wagen ein echter Ersatz? Hob das nicht mehr so notwendige echte Nachdenken bei den Ausgaben über das Unbefriedigtsein hinweg?

Natürlich wollte er nicht klagen! Das wäre sicher nicht Recht! Nur die knurrige Stimmung, das manchmal entstehende Knistern ohne konkreten Anlass im Familienkreis, das alles wurde ihm je länger je mehr zur Frage. Und die hatte er nicht beantwortet, noch nicht einmal sich konkret zu stellen gewagt, aus Angst vor der Antwort.

Es konnte ja sein, dass nur er so empfand und die anderen nicht. Renate danach zu fragen, hatte Ulrich sich bis heute gescheut. Und dabei wäre ein Gespräch mit ihr sicher nützlich und hilfreich gewesen. In ihren Augen konnte er manchmal eine Frage lesen, die Frage, die sie ihm laut kaum zu stellen wagte: Was ist mit dir, Ulrich? Hast du was? Drückt dich etwas?

Aber er war ausgewichen. Und in ganz seltenen Augenblicken fragte er sich ängstlich, ob er damit nicht eigentlich ihre Liebe, die Harmonie ihrer Ehe verraten, vielleicht sogar verspielt habe. Ach, dieser Druck im Kopf! Ob er nicht doch mal wieder zum Arzt müsste? Aber ein Mensch war doch keine Maschine. Da ging es nicht so, wie bei seinen Konstruktionsprodukten, die mit Öl und Fett, Betriebsmitteln und Material zufrieden waren. Und wenn eine Störung eintrat, behob ein einigermaßen tüchtiger Monteur den Schaden in Stunden oder Minuten. Beim Menschen ging das nicht so. Da machte sich das Alter schon bemerkbar und der damit verbundene Leistungsabfall. Konnte sein gestörtes Gleichgewicht vielleicht daher kommen?

Doktor Renner, sein Arzt, hatte verschiedentlich derartige Andeutungen gemacht. Vom Klimakterium des Man-

nes, von der Notwendigkeit einer Besinnung und Anpassung an die Spannkraft hatte er gesprochen. Und innerlich, da wo keiner hineinsehen konnte, hatte er, Ulrich, ihm Recht gegeben.

Eigentlich sollte die Arbeit, an der er jetzt saß, die Konstruktionszeichnung des Antriebsteils der neuen MZ-Maschine, heute noch fertig werden. Aber Ulrich gab es auf. Heute schien ihm nichts zu gelingen.

Wie war er nur so ins Trudeln geraten? Sein Kopf, ja, und der Druck! Und dann all die Gedanken, die ihn in den schlaflosen Stunden der Nacht gequält hatten und jetzt, wie aus grauen Nebelschwaden am helllichten Tag sein Denken gefangen hielten.

Gestern Abend hatte es angefangen, als er mit Renate zur Bibelstunde in die Räume der Gemeinde gegangen war. Das war nach langer Zeit wieder das erste Mal gewesen, und es war ihnen nicht sehr leicht geworden, die selbst aufgebaute Hemmschwelle zu überwinden. Als sie sich dann aber entschlossen hatten, waren sie erleichtert, sogar etwas froh geworden.

Das, was der Redner dann im Vortrag gesagt hatte, war ihnen keineswegs neu gewesen. Vor fünfzehn Jahren hatte Ulrich ähnlich als Jugendmitarbeiter in den Jugendstunden gesprochen. Restlos überzeugt war er davon gewesen. Nur hatte sich dann, wie sagt man: »der Lebenskampf«, »der Existenzkampf« dazwischengeschoben und letztlich alles in den Hintergrund, zumindest aber an die Seite gedrängt, was ihm vorher wichtig und bedeutsam war. Damals war er ganz bewusst in die Arbeit der Gemeinde eingebunden gewesen, ein voll integriertes, nützliches Glied. Jetzt war er an den Rand geraten, ohne persönliches Engagement, nicht mit Absicht oder gar aus Vorsatz. Nein, nur die Proportionen hatten sich verschoben. Heute galt eine andere Rangordnung der Prioritäten bei ihm, und Entfremdung war die Folge. Wohl fühlte man sich dabei nicht. Und

genau das alles hatte der Redner, der am Vorabend den Verkündigungsdienst getan hatte, angesprochen. Sein Thema war die biblische Aussage vom wiederkommenden Herrn Jesus Christus gewesen. Ganz hautnah hatte er diese Hoffnung mit all ihren Folgen in das Leben des Einzelnen wie der ganzen Gemeinde gestellt. Und das, das hatte Ulrich gepackt, überhaupt nicht mehr losgelassen, und verfolgte ihn in Gedanken bis heute.

Zuerst hatte er es durch belangloses Reden mit den Seinen über alle möglichen Themen loswerden wollen. Aber auch das hatte nur für kurze Zeit Entlastung gebracht. Die Kernfragen des Themas ließen sich einfach nicht abschütteln; sie hingen wie mit Widerhaken befestigt in seinem Inneren. Und er wusste genau, dass das Gottes Reden zu ihm ganz persönlich war.

Ulrich fasste einen Entschluss. Es hatte einfach keinen Sinn mehr, nur herumzusitzen, wenn man sich nicht konzentrieren konnte. Und außerdem wollte er jetzt nicht mehr ausweichen, sondern ganz ehrlich zu einer echten Antwort auf die bohrenden Fragen kommen. Deshalb meldete er sich bei seinem Vorgesetzten ab. Er wolle die restlichen Ferientage nehmen. Er könne nicht konstruktiv arbeiten und wolle keine fadenscheinige Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung vorlegen. »Ein guter Mann«, dachte Dr. Schatz, der Leiter des Büros, als er Ulrich durchs Fenster zum Ausgang gehen sah. Was er wohl hat? Er schien ganz durcheinander.

Ulrich Richter, diplomierter Ingenieur, war seit fast zwanzig Jahren als Konstrukteur bei der Firma Zeller angestellt. Ein tüchtiger Mitarbeiter, mit großem Freiraum in der Arbeitsgestaltung. Darüber war man sich einig. Wäre er nicht gewesen, die Firma Zeller hätte sicher nicht so große Bedeutung auf ihrem Marktsektor gehabt. Seine Ideen hatten das Werk weitergebracht, man war stolz auf ihn: den Ulrich Richter, 46 Jahre alt, seit zwanzig Jahren verheiratet

mit Renate. Zwei Kinder hatte Gott dem Paar geschenkt in einer wirklich glücklichen Ehe. Daniel, 19 Jahre, kurz vor dem Abitur, und Bettina, 17 Jahre, seine Schwester, zwei Jahre zurück auf der gleichen Schule. In der Zeller-Siedlung gehörte ihnen ein hübsches Einfamilienhaus, und sie genossen in der Freizeit dort die Stille und die gute Luft außerhalb der Stadt. Sie fühlte sich rundum wohl, die Familie Richter, und konnte es ja wohl auch. Was fehlte ihnen denn noch zum Glück? Oder war doch die innere Harmonie lückenhaft?

Auf dem Firmenparkplatz traf Ulrich seinen Freund Bernd, Kollege in der Firma, alter Freund von früher, Glied der gleichen Gemeinde und auch Zuhörer von gestern Abend.

»Hallo Ulrich, du gehst schon nach Hause? Was ist? Geht's dir nicht gut?«

»Doch, doch«, antwortete Ulrich; »irgendwie muss ich aber jetzt mal raus.« (Wer gibt Schwäche schon gern offen zu?) »Wie gefiel es dir denn gestern Abend?«, fragte Bernd. »Du warst hinterher so schnell verschwunden. Eigentlich wollte ich dich noch begrüßen, auch Renate. Du, und besonders auch die Deinen, ihr seid so seltene Gäste in der Gemeinde geworden. Und das tut uns leid. Irgendwie haben wir euch vermisst. Umso mehr haben wir uns über euren Besuch von gestern gefreut. War doch ein großartiges Thema, nicht Ulrich?« »Ja, schon!« Ulrichs Antwort kam befangen. »Es ging mir sogar noch durch die ganze Nacht bis heute nach. Im Grunde lässt es mich überhaupt nicht los. Wenn ich das alles doch noch einmal hören könnte!«

»Das kannst du! Ganz einfache Sache!«, freute sich Bernd, griff in das Handschuhfach seines Wagens und gab Ulrich eine Kasette. »Da ist alles drauf«, sagte er. »Hör's dir nochmal an. Wir sprechen dann später mal drüber.«

Neues Hören

Dankbar nahm Ulrich das Band, grüßte den Freund und verabschiedete sich. Langsam steuerte er den Wagen durch die Straßen der Kleinstadt nach Hause. Dort angekommen merkte er, dass in der Garage der Wagen seiner Frau fehlte.

»Vermutlich ist sie zum Einkaufen weg«, ging es ihm durch den Sinn. Sie rechnete ja mittags nicht mit seiner Heimkehr zum Essen. Die Kinder waren auch tagsüber in der Ausbildung oder bei Freunden und kamen später erst mit dem Bus zurück. Abends traf sich dann üblicherweise die Familie wieder, wenn es gut ging, zur gemeinsamen Mahlzeit.

Also einige Stunden lang Zeit zum Nachdenken, zum Hören, zum Bewältigen! Tief innen war Ulrich froh über die Chance des momentanen Alleinseins. Um es noch mehr zu sichern, ging er nicht ins Haus, sondern in den Garten und dort in die kleine Hütte, die er sich vor Jahren einmal gebaut hatte. Im Sommer war es darin oft unerträglich heiß und drückend. Jetzt aber, im Schmuck der Dahlien und Herbstblumen, leicht erwärmt von den Strahlen der nicht mehr so heißen Sommersonne, war sie der ideale Ort zum Nachdenken. Ulrich nahm sich einen bequemen Liegestuhl und legte die Kasette in einen Recorder. Entspannt lehnte er sich zurück, jetzt ganz Ohr, und da hörte er es deutlich noch einmal:

»Liebe Brüder und Schwestern, liebe Freunde!

Das Thema des heutigen Bibelabends heißt: Das Wiederkommen des Herrn Jesus Christus. Ich lese dazu 1. Thessalonicher 4 die Verse 13-18 und aus dem Kapitel 5 die Verse 1-6:

Wir wollen euch aber, Brüder, nicht in Unkenntnis lassen über die Entschlafenen, damit ihr nicht betrübt seid

wie die Übrigen, die keine Hoffnung haben. Denn wenn wir glauben, dass Jesus gestorben und auferstanden ist, wird auch Gott ebenso die Entschlafenen durch Jesus mit ihm bringen. Denn dies sagen wir euch in einem Wort des Herrn, dass wir, die übrig bleiben bis zur Ankunft des Herrn, den Entschlafenen keineswegs zuvorkommen werden. Denn der Herr selbst wird beim Befehlsruf bei der Stimme eines Erzengels und bei dem Schall der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel, und die Toten in Christus werden zuerst auferstehen; danach werden wir, die Lebenden, die übrig bleiben, zugleich mit ihnen entrückt werden in Wolken dem Heim entgegen in die Luft; und so werden wir allezeit beim Herrn sein. So ermuntert nun einander mit diesen Worten.

Was aber die Zeiten und Zeitpunkte betrifft, Brüder, so habt ihr nicht nötig, dass euch geschrieben wird. Denn ihr selbst wisst genau, dass der Tag des Herrn so kommt wie ein Dieb in der Nacht. Wenn sie sagen: Friede und Sicherheit! dann kommt ein plötzliches Verderben über sie, wie die Geburtswehen über die Schwangere; und sie werden nicht entfliehen.

Ihr aber seid nicht in Finsternis, dass euch der Tag wie ein Dieb ergreife; denn ihr alle seid Söhne des Lichtes und Söhne des Tages; wir gehören nicht der Nacht noch der Finsternis. Also lasst uns nun nicht schlafen wie die Übrigen, sondern wachen und nüchtern sein.

Die gelesenen Verse sprechen über ein Familiengeheimnis von ungeheurer Tragweite. Familiengeheimnis ist es deswegen, weil zumindest der Inhalt des gelesenen Abschnitts aus dem Thessalonicherbrief nur die Kinder Gottes angeht. Seine Tragweite ergibt sich daraus, dass mit dem Kommen Jesu Christi die Gnadenzeit des gegenwärtigen Heilszeitalters zu Ende geht. Es ist ein wundervolles Wort, das alle Gläubigen aufmuntert und mit dem wir uns gegenseitig ermuntern sollen und wollen.

Ein Gottesmann hat einmal seinen Gehalt in ein feines Wort zusammengefasst. Er sagte: Der Blick aufs Ziel gibt neue Kräfte, und unbezwingbar ist, wer warten kann.

Zunächst etwas Grundsätzliches:

Die zwei Kommen Christi auf die Erde

Die Bibel unterscheidet zwei verschiedene Kommen des Herrn Jesus auf diese Erde. Als Gott seinen Sohn in der Fülle der Zeit von einer Frau gebären ließ, kam er zum ersten Mal. Seit Adams und Evas Sündenfall und ihrer Vertreibung aus dem Paradies, aus der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott, zog sich wie ein belebender, grüner Faden durch die Geschichte der Menschheit das Wissen: Es wird einer kommen, so hatte es Gott als Verheißung mitten in die Strafe des Menschen eingebettet, der wird der Schlange, dem Teufel, den Kopf zertreten, dabei selbst aber zu leiden haben. Jede Frau in Israel hatte seit Evas Zeit die stille, fragende Hoffnung, ob ihr Sohn wohl der helfende, Zukunftbringende sein würde. In der Namengebung der Eltern bei den Kindern zeigte sich das immer neu: Da lebt ein Lamech, zeugt einen Sohn und nennt ihn Noah in dem Wunsch, dass er der sei, der ›Trost und Ruhe‹ in die Unruhe und Vergänglichkeit der Welt bringen würde. Da segnet ein Jakob seine Söhne und macht seine Hoffnung im Segen für Juda deutlich, wenn er von dem spricht, ›der Ruhe schaffen‹ wird und dem ›die Völker gehorchen werden‹. Da verkündigen die Propheten die Botschaft von einem Kommenden, dem Sohn einer Jungfrau, biologisch gesehen eine Unmöglichkeit, auf dessen ›Schultern ewige Herrschaft‹ ruhen, und der ›Frieden schaffen‹ würde. Daneben sprechen sie von dem leidenden Heiland, der freiwillig das Opfer für die Sünde schuldiger Menschen mit seinem Leben und Blut stellen würde. Und je länger sich die Heilsgeschichte Gottes wie eine deutliche Linie durch

die Geschichte des Menschen zieht, umso deutlicher wird das Bild dessen, der kommen würde. Als sich dann endlich in Armut und Niedrigkeit, vergessen und verachtet, in einer stillen Nacht der Stichtag des göttlichen Planes einstellt, da erkennen das Kommen des Heilandes nur sehr wenige. Die anderen sind überrascht. Damit hatte man nicht gerechnet.

Gott aber lässt sich nie berechnen! Könnte der Mensch das, er hätte den Erhabenen ja im Griff. Stattdessen hat Gott Zeit, Raum und den Menschen im Griff bei aller Entscheidungsfreiheit, die er uns zugesteht und bei uns anerkennt.

Nun, dieses erste Kommen des Herrn Jesu auf die vom Fluch getroffene Erde endete am Kreuz von Golgatha. Man wollte ihn nicht. Seine Herrschaft wollte keiner anerkennen. Aus menschlicher Sicht eine Tragödie, ein Scheitern. Dahinter, so dachte man, kann Gott nicht gestanden haben, sonst hätte er anders auf die Verwerfung seines Sohnes reagiert. Er hätte vielleicht mit beeindruckender Kraft Vernichtung und Tod denen vergolten, die seinen Sohn derart missachteten. Deshalb sagen es die beiden Jünger später, als sie sich auf dem Weg nach Emmaus voller Resignation unterhalten:

Wir aber dachten, dass er der gewesen sei, der Erlösung bringen würde.

›Wir aber dachten ...‹ Menschliches Denken sieht eben ganz anders aus als Gottes Plan. Das ›wir aber‹ stellt sich einem ›Gott aber‹ gegenüber. Wenn es nicht nach unserem Plan geht, kann so etwas unmöglich das Wahre, Rechte sein. Es ist der gleiche Hochmut, der den Menschen schon einmal aus dem Paradies warf. Gottes Plan nimmt seine Zeit und Normen aus Gottes Wesen, aus seiner Weisheit, Heiligkeit, Größe, aber auch aus seiner Barmherzigkeit und grundlosen Gnade.

Deshalb entzog er auch die Fortsetzung seiner Heilsgeschichte dem kontrollierenden Verstand des Menschen.

Wurde die Heilsgrundlage noch so gelegt, dass sie in den Analen der Geschichte als Faktum nachlesbar ist, so schrieb Gott die Fortsetzung seiner Heilsgeschichte so, dass sie nur durch so etwas, wie den ›sechsten Sinn des Menschen‹ erfasst werden kann. Das ist ein Sinn, den keiner von Geburt an hat oder sich im Laufe des Lebens aus eigener Kraft erwerben kann, sondern den man nur als Geschenk, als Gottes Antwort auf ein bußfertiges Herz aus Gnaden bekommt: den Glauben. Nur glaubend erfasst man die Tatsache der Auferstehung. Nur glaubend gewinnt man so das Heil. Ausschließlich dem Glauben öffnet sich das Wissen um die Verbindung zwischen Tod und jetzigem Leben des Herrn Jesus Christus. Davor verblasst alles Mühen eines Menschen, Zeit und Ende des eigenen Lebens in den Griff zu bekommen. Ja, es wird sogar einfach lächerlich, wenn jemand meint, Gott könne nicht, wie er wolle. ›Es kann nicht sein, was nicht sein darf, wenn ich der Bestimmende bleiben will‹, so denkt man.

Aus der ersten Hoffnung auf das Kommen des Einen, des Erlösers, wird nun nach Tod und Auferstehung des Gekommenen das unbestreitbar bezeugte Wiederkommen des Herrn. Damals als Heiland in Demut und Niedrigkeit hier auf der Erde, wird er nun wiederkommen zum zweiten Mal in Macht und Herrlichkeit als der Herr und Richter, als der König. Dieses Wiederkommen beschreibt uns die Heilige Schrift an vielen Stellen, z. B. in 2. Thessalonicher Kapitel 1 in den Versen 7-10:

Gott vergilt euch, den Bedrängten, durch Ruhe, zusammen mit uns bei der Offenbarung des Herrn Jesus vom Himmel her mit den Engeln seiner Macht, in flammendem Feuer. Dabei übt er Vergeltung an denen, die Gott nicht kennen, und an denen, die dem Evangelium unseres Herrn Jesus nicht gehorchen; sie werden Straft leiden, ewiges Verderben vom Angesicht des Herrn und von der Herrlichkeit seiner Stärke, wenn er kommt, um an jenem Tag in

seinen Heiligen verherrlicht und in allen denen bewundert zu werden, die geglaubt haben; denn unser Zeugnis an euch ist geglaubt worden.

Dieses Kommen hat als Ziel die Aufrichtung eines irdischen Reiches unter der Herrschaft Gottes. Man nennt es: Das ›Tausendjährige Friedensreich‹. Die Offenbarung beschreibt es in Verbindung mit vielen Aussagen der Propheten als die endliche Erfüllung des menschlichen Wunschtraums. Friede und Gerechtigkeit, heute völlig unbekannte Größen und Normen, werden auf der Erde dann herrschen unter dem Zepter des Königs Jesus Christus. Satan ist in dieser Zeit von Gott im Abgrund gebunden und kann seine Verführungskraft unter den Menschen nicht entfalten (Offb. 20,1-3):

Und ich sah einen Engel aus dem Himmel herniederkommen, der den Schlüssel des Abgrundes und eine große Kette in seiner Hand hatte. Und er griff den Drachen, die alte Schlange, die der Teufel und der Satan ist; und er band ihn tausend Jahre und warf ihn in den Abgrund und schloss zu und versiegelte über ihm, damit er nicht mehr die Völker verführe, bis die tausend Jahre vollendet sind. Nach diesem muss er für eine kurze Zeit losgelassen werden.

Gott zeigt mit diesem Friedensreich, das die Erfüllung der Hoffnung der Glaubenden des Alten Testaments darstellt, wie er sich die Erde und das Zusammenleben der Menschen untereinander vorgestellt hatte, als er die Menschen schuf. Mit dem ›Tausendjährigen Reich‹ setzt er nun die Alternative zu dem, was unter menschlicher Verantwortung aus dieser Erde geworden ist.

Menschen, die heute dem Frieden auf der Erde nachlaufen, hegen edle und schöne Illusionen. Viele kämpfen ein Leben lang für dieses Ziel, ohne ihm näher zu kommen. Natürlich ist es ein gutes Anliegen, gegen das wahnsinnige Wettrüsten und die dadurch bedingte ungeheure und

geradezu perverse Verschwendung von Kraft und Geld anzugehen und zu protestieren. Aber abgesehen einmal von dem ideologischen Missbrauch der meist jungen Anhänger, ist und bleibt es ein Traum, ohne jede Hoffnung auf Erfüllung, wenn man glaubt, den Frieden hier auf der Erde endgültig einführen zu können. Niemals wird Friede auf der Erde herrschen, solange Satan die ursprüngliche Ordnung Gottes umkehren, seine Unordnung entfalten und die Menschen verführen kann. Nie wird hier Gerechtigkeit herrschen, solange man den, den Gott zur Gerechtigkeit für Menschen gemacht hat, Jesus Christus, verwirft. Unmöglich kann echte Autorität führend und lenkend das Beste der Menschheit suchen und finden, solange die absolute Autorität, Gott selbst, abgelehnt wird in seinem Führungs- und Leitanspruch. Friede, Ordnung und Gerechtigkeit bleiben Traumziele, rosig und verlockend, mit denen man gern spielt, solange sich der Egoismus, die Selbstliebe des Menschen ungehindert entfalten kann.

Damit wir das überhaupt erkennen können, lässt Gott das Evangelium vom durch die Sünde verlorenen, aber durch den Heiland Jesus Christus gesuchten Menschen verkündigen. Aus Glaubenden bildet er zwischen den Polen Golgatha und ›Tausendjährigem Friedensreich‹ seine Gemeinde. Heute herrscht noch ›Gnadenzeit‹. Das Evangelium der Gnade Gottes richtet sich an jeden Menschen, der heute lebt und sich dem Heilandsruf Jesu Christi öffnet. Wer glaubt, ist gerettet und gehört als Kind zur Familie Gottes, der Gemeinde Jesu.

Die Entrückung der Gemeinde

Wir sprachen zu Anfang von einem Familiengeheimnis. Wenn wir von den zwei Kommen Jesu auf diese Erde absehen, beinhaltet nun das Familiengeheimnis das Kommen des Herrn Jesus in die Lufthülle dieser Erde zur Entrückung

seiner Gemeinde. (Das Neue Testament bezeichnet sie an manchen Stellen als Braut. Jesus Christus ist in diesem Bild dann der Bräutigam. Auf diese Weise soll die Liebesbeziehung betont werden, die zwischen Braut und Bräutigam, Gemeinde und Jesus Christus, besteht.) Und von diesem Geheimnis, das heilsgeschichtlich unmittelbar und sehr, sehr nahe bevorsteht, spricht unser Text aus dem 1. Thessalonicherbrief.

Die Christen in Thessalonich, an die der Heilige Geist mit der Feder des Apostels Paulus schreibt, hatten sich bekehrt. Dabei wandten sie sich von ihren bisher angebeteten Göttern (Götzen) ab, um dem lebendigen Gott zu dienen, und seinen Sohn, als ihren kommenden Herrn aus den Himmeln zu erwarten. Das war für sie keine lästige Pflicht oder Last, sondern freudige Lust. Tief überzeugt von dem kurzen und vorläufigen Übergangscharakter ihres Christendaseins hier auf der Erde waren sie in Leben und Wort attraktives Zeugnis für ihren Herrn. Sie wussten es und hielten fest daran: Er würde sehr bald wiederkommen und sie zu sich in den Himmel holen.

Und da passierte es nun, dass einige ihrer Geschwister starben, durch den Tod abgerufen wurden. Erschüttert standen die Lebenden an den Gräbern mit der drängenden Frage im Herzen: Was geschieht denn mit denen, die geglaubt haben und jetzt tot sind? Wo sind sie? Sind sie denn nicht dabei, wenn Jesus wiederkommt, haben sie nicht das Wichtigste und Schönste verpasst?

Solche Fragen können schon Not machen. Wir können das verstehen, wenn wir uns in die damalige Lage versetzen. Das berührte den Kern des Glaubens der Thessalonicher. Hatten sie vielleicht umsonst geglaubt, in der geheiligten Nachfolge gelebt, auf den Herrn gewartet, wenn sie vorzeitig starben? In diese Not, geboren aus mangelhafter Information, in diese bohrenden und quälenden Fragen hinein spricht nun der Apostel Paulus:

›Das, liebe Thessalonicher, was euer Leben jetzt trübe macht‹, sagt er, ›und das, was euren Horizont mit dunklen Wolken verhängt, ist eine irrige Annahme. Mit dem Grab ist nicht alles aus. Es gibt ein Leben nach dem Tode! Die Frage ist nur, ob hier, zu Lebzeiten eure Entscheidung für Christus gefallen ist. Und das weiß ich von euch und aus eurem Zeugnis und Leben. Und deshalb ist Traurigkeit als Reaktion auf den Tod eurer Angehörigen eine falsche Reaktion.

Ich sage euch jetzt einmal etwas, was eine direkte und neue Offenbarung des Herrn ist, der euch lieb hat: Es gibt eine Entrückung! Wenn der Herr Jesus wiederkommt, um seine Gemeinde in den Himmel zu holen, sind alle dabei, die an ihn geglaubt haben. Das ist ein Geheimnis, dessen Kenntnis Gott seiner Familie als Trost und Muntermacher geschenkt hat und das den anderen, die nicht glauben, verborgen ist und bleibt.‹ Es gibt in diesem Text zwei Begriffe für die, die als Glaubende vor der Wiederkunft Jesu sterben:

Das ist einmal der Begriff: ›Durch Jesus entschlafen‹. Ein wunderbares Wort! Was meint es?

Der Tod, so sagen die Menschen, ist das Ende alles Daseins. Dahinter liegt das Grauen, das unbekannte Dunkel. Und deshalb haben sie Angst. Der Tod ist das Ende der leiblichen Existenz. Vor diesem Schritt hat jeder Angst. Die Bibel bestätigt das. Nur macht sie nach diesen menschlichen Gedanken keinen Punkt, sondern klärt weiter auf und sagt: Tod war nicht das, was Gott als das Ende des Menschen wollte. Den Tod hat dieser sich selbst als Urteil zugezogen, als Strafe für seine Sünde. ›*Der Lohn der Sünde (oder die Folge der Sünde) ist der Tod*‹, sagt die Bibel autoritativ (Röm. 6,23).

Aber, so sagt sie weiter, danach kommt erst das Eigentliche. Das Leben nach dem Tode, den sie als den letzten Feind bezeichnet (1. Kor. 15,26), kann ganz verschieden

aussehen. Es gibt ein ›Sein bei Jesus in der Herrlichkeit‹, und es gibt ein ›ewiges Sein ohne ihn in der ewigen Pein‹, in der ewigen Selbstanklage. Ewiges Leben bei Gott in der Herrlichkeit aber hat der, der den Herrn Jesus hier als Heiland glaubend für sich persönlich annahm. Ewige Not und Gericht erwarten den, der den Heiland hier zu Lebzeiten ablehnte.

Wenn nun der Christ stirbt, ›entschläft er durch Jesus‹. Der Herr Jesus, so zeichnet das Bild hier mit feinen und deutlichen Strichen, ist wie ein Tor, durch das man in die ewige Freude einzieht. Als der Verbrecher am Kreuz auf Golgatha neben dem Herrn Jesus diesen bat: ›Gedenke meiner, Herr!‹, versicherte ihm der Heiland: *›Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.‹* So geht es auch dem Glaubenden heute: Er geht beim Sterben durch Jesus hindurch zu Jesus ein. Das zu verstehen nimmt dem Tod viel von seinem Schrecken. Das, was ihn bitter macht, die Sünde, ist durch die Vergebung weggeschafft. Das, was ihn als Feind drohen lässt, kann durch glaubende Annahme zu einem getrosten Heimgehen werden. Es geht heim, nach Hause, zu meinem Herrn, der am Anfang des Glaubensweges stand und ebenso auch am Ende steht.

Der andere, für die Heimgegangenen hier gebrauchte Begriff, ist das Wort: ›Tote in Christus‹. Er ist mit dem Begriff ›durch Jesus Entschlafene‹ sachinhaltlich zwar identisch. Beschreibt uns das Erste jedoch den Weg durch den Tod, so ist ›Tote in Christus‹ eine Zustandsschilderung. Das meint: diese Leute sind zwar tot, physisch tot, leben aber geborgen und vollständig sicher in dem Christus, der das Leben ist. Das meinte der Herr Jesus, als er der Martha sagte (Joh. 11), dass man durch den Glauben an ihn leben würde, auch wenn man gestorben sei. Leben in Ewigkeit und geborgen in Christus. Nichts kann von ihm mehr trennen.

Die bittere Not des Sterben-müssens und des Todes selbst erfährt durch die echte Kenntnis und Einschätzung

dieser Begriffe eine wesentliche Schwächung bis vielleicht sogar hin zur Umkehrung. Das ist die erste wundervolle Lehre, die wir aus diesem Text ziehen können.

Der Bibelabschnitt, den wir vor uns haben, schildert uns nun die Wiederkunft des Herrn Jesus. Wie wird das sein?

Er selbst wird kommen. Die Entrückung der Seinen, die Heimholung seiner Braut überlässt der Bräutigam keinem anderen. Das ist Ausdruck tiefster Liebe. Er könnte ja auch genauso gut einen Erzengel mit all seiner Macht und Durchsetzungskraft schicken. Das Sammeln würde der sicher besorgen, aber die ›Toten in Christus‹ könnte er nicht zum Leben erwecken. Dazu gehört das lebensschaffende Wort. Und das hat nur der, der alles Irdische schuf. Dass er selbst kommt, zeigt uns aber auch die unglaublich hohe Würde, die wir als Christen in seinen Augen haben.

Wenn der Herr Jesus zur Entrückung wiederkommt, kann das keiner der Gläubigen, ob lebend oder tot, überhören. **Sein Ruf ist gebietend.** Gebieten kann nur einer, der das absolute Sagen hat. Zu sagen hat letztlich nur der Autoritätsträger, dem man gehorchen muss, weil man ihm gehört. Die Sorge der Gläubigen damals wäre also unbegründet, wenn sie, wie auch heute manche Leute, gemeint hätten, man könne als Verwester, von dem scheinbar nichts übrig geblieben wäre, den Lebensruf Jesu überhören. Der aus dem Nichts alles schuf, als ob es da wäre, sollte der nicht die Leiber der Menschen, für die er sein Leben gab, zum Leben erwecken können? Gar kein Zweifel!

Er ruft mit der **Stimme eines Erzengels.** Das ist ein Bild der Kraft und der Lautstärke. Engel sind Boten Gottes und nach des Schöpfers Willen zum Dienst an denen ausgesandt, deren Erbe die Ewigkeit ist (Hebr. 1,14). Erzengel sind Fürsten in der Engelwelt. Sie stehen vor Gott und führen seine besonderen Befehle aus. Wenn der Herr wie ein Erzengel laut ruft, ist es unüberhörbar.

Er ruft mit der **Posaune Gottes**. Der Apostel Paulus benutzt zur Verdeutlichung seiner Aussagen über den Ruf des wiederkommenden Herrn ein Bild aus dem Staats- und Militärleben.

Die Posaune war zum einen das Instrument, das geblasen wurde, wenn der Kaiser zu Besuch kam. Erschallte dieses Trompetensignal, dann wusste jedermann: ›Jetzt kommt er, der Cäsar aus Rom, der Herr der Welt!‹ Paulus gibt diesem Bild den neuen Sinngehalt und greift damit gleichzeitig auf ein geistliches Symbol des Alten Testaments zurück: Als Gott am Sinai dem Volk Israel im Gesetz seinen Willen dokumentierte, da schaute auch als Zeichen der göttlichen Anwesenheit und überlegenen Autorität ein ›sehr starker Posaunenton‹.

Wenn Jesus Christus mit einem solchen Trompetensignal sich ankündigt, kommt der wirkliche Kaiser, der ›Kyrios‹, der echte und einzige Herr der Welt. Dem muss jeder gehorchen. Keiner kann ihm widerstehen.

Eine weitere Bedeutung stammt aus der Welt des Militärs von damals. Wenn die Posaune einen bestimmten, unüberhörbaren Ton gab, marschierte die Truppe los in die angegebene Marschrichtung. (Manche Ausleger haben dieses Bild der Posaune dreifach gesehen als Ableitung aus dem Militärleben der Zeit des Paulus: Der erste Posaunenton erscholl bei der Evangeliumsverkündigung. Der entsprach dem Sport- und Militärkommando ›Achtung‹ oder ›Sammeln!‹ Der zweite Posaunenruf ist der Ruf des Heiligen Geistes im Leben des Gläubigen, vielleicht oft gehört: ›Fertigmachen‹. Wir verstehen es etwa als Ruf zur Heiligung. Und der dritte Ton, klar und deutlich vom Herrn selbst als Letzter gegeben, entspricht dem Kommando: ›Los‹ oder ›Vorwärts! Es geht dem Ziel, der Heimat zu.)

Liebe Gemeinde! Freut ihr euch mit mir, dass es ein solch deutliches Reden und Rufen Gottes gibt? Wir alle sind je und dann recht schwerhörig, zumindest was den Ruf: ›Fer-

tigmachen!« angeht; da können wir uns verhalten, als wäre unser Ohr, unsere Empfangsanlage falsch eingestellt, oder als empfinde sie überhaupt nichts. Und das kann ja wirklich sogar so sein. Allerdings würden wir uns dann über unser Christsein vermutlich täuschen. Dann würden wir uns die Bezeichnung ›Christen‹ zu Unrecht anmaßen. Dann wären wir unecht. Denn ein Christ hat den Heiligen Geist. Und der ist wie eine Antenne auf Empfang eingestellt und müht sich, Herz und Gewissen so genau anzusprechen, dass man keinen Ruf des Herrn überhören kann. Wer also nichts hört, ist geistlich noch tot oder, eine andere Möglichkeit, durch unvergebene, unbereinigte Sünde und Gleichgültigkeit seinem Herrn gegenüber im Hören blockiert. Könnte Gott nicht gerade heute dich rufen?

Die Folgen des Rufes des Herrn sind gewaltig: ›Die Toten in Christus‹ werden zuerst auferstehen. Hören wir es Recht: Auferstehen werden hier nur und ausschließlich die, die an Jesus Christus während ihres Lebens geglaubt haben, die wiedergeboren waren. Die Bibel kennt auch eine andere Auferstehung. Die zeichnet uns z.B. die Offenbarung in Kapitel 20 Vers 12 ff. Es ist eine Auferstehung zum Gericht vor dem großen, weißen Thron. Alle ›Toten‹ heißt es da (beachten wir genau: ›Tote‹, nicht ›Tote in Christus‹, wie an unserer Stelle) werden erscheinen, ob sie wollen oder nicht, und werden gerichtet werden. Das Schreckliche ist, dass es in diesem Gericht keine Gnade mehr gibt, weil die dort Erscheinenden Gottes Gnade zu Lebzeiten abgelehnt haben. Gnadenangebote Gottes zur Umkehr haben nur für festgelegte Fristen Gültigkeit. Sie gelten zwar jedem, ohne Ausnahme. Gott steht mit liebevollem Herzen dahinter und wünscht sich nichts sehnlicher, als dass der Mensch seine Chance erfasst. Allerdings achtet er dessen Entscheidungssouveränität. Jeder Mensch beschließt also hier selbst letztgültig, wo er die Ewigkeit zubringen will. Wie der Mensch liegen will, so soll er sich hier durch seinen eigenen Ent-

schluss betten. Wenn er sich durch die Annahme des Angebotes der Gnade im Heiland Jesus Christus retten lässt, ruht er in Gottes Schoß für Zeit und Ewigkeit. Schlägt er hingegen Gottes werbende Hand aus, ist jede spätere Beschwerde lächerlich, ungerecht und sinnlos.

Bitte, wenn Sie nichts wissen von einer sicheren und gewissen Zukunft nach dem Tode, seien Sie doch heute konsequent und ehrlich! Nehmen Sie den Herrn Jesus als Retter für diese Zeit und die ewige Zukunft an!

In den nachfolgenden Worten unseres Textabschnittes drängen und häufen sich nun die bedeutsamen Aussagen. Man hat den Eindruck, als ob der Heilige Geist in möglichst kürzester Fassung den Gesamtvorgang der Entrückung schildern wolle. Er benutzt dabei Bilder, die dem Bibelkenner, vor allem dem, der das Alte Testament kennt, viel sagen.

Da haben wir als Erstes das Wörtchen ›zugleich‹. Es ist das Schlüsselwort des ganzen Abschnittes, weil es die eigentliche Antwort auf die bei den Thessalonichern bestehende Not beantwortet: Nicht die Lebenden haben den Schlafenden etwas voraus, wenn Jesus wiederkommt. Auch die ›Toten in Christus‹ haben bei der Entrückung nichts verpasst. Die Übrigbleibenden, die Lebenden werden ›**zugleich**‹ mit den zuerst auferweckten ›Toten in Christus‹ entrückt werden. ›**Gleichzeitig**‹ bedeutet das. Das hat die Thessalonicher damals, das kann uns heute tiefer und echter Trost sein, wenn uns überhaupt noch solche Trauer überkommen sollte.

Verschiedentlich haben wir schon das Wort ›**Entrückung**‹ oder ›**entrückt**‹ gebraucht. Im Text begegnet es uns in der Wortfolge jetzt zum ersten Mal. ›Entrückt‹ ist ein unserer heutigen Sprache entfremdetes Wort. Wer kennt schon seine Bedeutung? Was meint es?

Die Heilige Schrift gebraucht es siebenmal:

In Jesaja 3,12 wird es gedanklich angewandt auf ein falsches Führen der Leiter in Israel.

Im Neuen Testament wird es sechsmal bezogen auf ein Ereignis:

Einmal ist es in Apostelgeschichte 8,39. Philippus, der urplötzlich nach erfüllter Aufgabe durch den Heiligen Geist an einen anderen Dienstort **versetzt** wird.

Paulus spricht in 2. Korinther 12 zweimal vermutlich von sich, wenn er davon berichtet, dass er im Geiste an einen Ort der Seligkeit **versetzt** worden sei.

In Hebräer 11,5 wird von Henoch, einem der ältesten Glaubenszeugen des Alten Testaments berichtet, dass er vor dem Gericht Gottes über die Sünde der Menschen, der Sündflut, nach einem Leben echter Gemeinschaft mit Gott ganz plötzlich, ohne den leiblichen Tod zu durchstehen, zu Gott **entrückt** wurde. In Offenbarung 12,5 schließlich wird von einem gefährdeten Kind berichtet, das auch plötzlich aus der Gefahrenzone in Gottes Gegenwart **versetzt** wird.

Neben diesen Stellen gebraucht unser Textwort den Ausdruck ›Entrückung‹.

Wir lesen daraus: ›Entrückt zu werden‹ heißt, eine plötzliche Veränderung des Aufenthaltsbereiches zu erleben. Neben der Betonung der Zeit soll dadurch auch die Tatsache deutlich werden, dass man den Augenblick nicht berechnen, nicht vorkalkulieren, nicht in den Griff bekommen kann. Ich glaube, dass das für uns von größter Bedeutung ist. Die Bibel spricht nämlich von **ständigem Wachen**. Wenn Gläubige also auf die Entrückung warten, sollen sie wachen und so eingestellt sein, dass man jeden Augenblick für den Abruf in den Himmel bereit ist.

Noch etwas anderes steckt in der Bedeutung des Wortes ›entrückt‹. Wir wollen es uns tief ins Herz prägen lassen! Man kann das Wort des griechischen Urtextes für ›entrückt‹ auch mit ›entrafft‹ übersetzen. Auch in diesem Begriff steckt der Bedeutungsakzent der blitzartigen Schnelligkeit, aber auch der Kraftanwendung. Es gehört also, wenn der Herr die Entrückung der Seinen durch sein

Wort, ›komm hier herauf‹, vollzieht, ganz offensichtlich die ganze Kraft des Schöpfers und Gebieters dazu, das bewirken zu können. Macht uns das nachdenklich und lässt uns das nicht sicher fragen: Wenn die Braut, die Gemeinde Jesu, den Bräutigam so sehnlich liebt und erwartet, wie es sein sollte, müsste es dann nicht eigentlich leicht sein, die Entrückung zu vollziehen? Da es aber der Kraftentfaltung Gottes bedarf, muss uns hier offensichtlich noch eine Menge fest halten und unsere feierlich gesprochene Bitte: ›Herr Jesus komm‹, muss uns nicht letzter Ernst gewesen sein.

In einem der heutigen Lieder wird das wie folgt ausgedrückt:

*Wir haben es uns gut hier eingerichtet –
der Tisch, das Bett, die Stühle steh'n,
der Schrank mit guten Dingen voll geschichtet.
Wir sitzen alles zu beseh'n.
Dann legen wir uns ruhig nieder
und löschen, müd' vom Tag das Licht
und beten laut: Herr, komm doch wieder!
Und denken leise: jetzt noch nicht.*

*Es musste manches lange Jahr verfließen,
bis alles stand und hing und lag.
Es ist nicht viel, doch wollen wir's genießen,
freuen uns auf jeden neuen Tag.
Das Glück hält uns're Sorgen nieder
und webt die Stunden dicht an dicht.
Wir sind gewiss: der Herr kommt wieder –
und denken still doch: jetzt noch nicht!*

*Ist uns der Himmel fremd geworden,
kann uns hier noch die Erde freu'n?
Soll unser Süden, unser Norden*

*die Grenze uns'res Lebens sein?
Vom Himmel singen uns're Lieder,
doch nie vom irdischen Verzicht.
Wir singen laut: Herr, komm doch wieder!
Und denken leise: jetzt noch nicht.*

*Mag sein, wir sahen nur die vielen Gaben
und sah'n darin den Geber nicht,
von dem wir doch erst alle Freude haben
und der uns noch viel mehr verspricht.
Wir wollen neu das Sehen üben
und auch das Denken nicht zuletzt.
Dann sagen es bald nicht nur uns're Lippen:
Herr, komm doch wieder!
Herr, komm jetzt!*

Vielleicht kennen wir alle das Gefühl, das einen fast in Panik versetzen kann, wenn man mit Gummistiefeln im Schlamm oder im Sumpf steckt. Man bekommt die Beine kaum heraus, es zieht, es klebt, es hält fest; und wenn man mit Gewalt darangeht, bleiben die Stiefel oft im Morast stecken.

Übertragen wir es geistlich: Was hält uns fest hier auf der Erde? Was klebt, was zieht so sehr zurück, dass wir kaum herauskommen, kaum den Sehnsuchtsruf »Herr Jesus komm«, tief innen ehrlich ausrufen können? Ist es Sünde, die wie ein Sumpf harmlos schillernd aussieht, aber die Macht ihres Soges beweist, wenn man heraus will? Ist es all das, was wir besitzen an Hab und Gut? Sind es die Wünsche, die wir uns erst noch erfüllen wollen, die uns so wenig gelöst dem Kommen des Herrn entgegen gehen lassen? Irgendetwas muss es ja sein, sonst wäre Gemeinde Jesu mehr spürbar wartende und nicht hier voll verhaftete Gemeinde. Sonst wären wir als Einzelne nicht so sehr hier im Diesseits engagiert, dass man uns kaum von der Menge der Nichtwartenden, den Nichtchristen, unterscheiden kann.

Die Entrückung, sagt das Wort, geschieht »in Wolken«. Die Wolke ist nicht mit dem uns bekannten Begriff der Regenwolke gleichzusetzen. Wolke ist hier vom Urtext her die »lichte Wolke«, die »Schechina«.

Es ist die gleiche Wolke, die Israel als Leitsignal in der Wüste führte. Diese Wolke umhüllte auf dem Berg Tabor die Gruppe der Jünger mit ihrem Herrn in der Mitte. Aus der Wolke sprach Gott und verwies auf die Einzigartigkeit seines Sohnes. Diese Wolken nahmen bei der Himmelfahrt den Herrn Jesus auf und führten ihn im Triumphzug gen Himmel. Wolken dieser Art sind immer ein Symbol der Anwesenheit Gottes. Unter dem Schleier dieser Wolke findet die Begegnung des Bräutigams mit der Braut statt. (Sie sieht ihn, wie er ist [1. Johannes 3,2].) Kein Unbefugter darf nach göttlichem Plan da hineinschauen. Begegnungen von Liebenden gehören zur Intimsphäre. Wo Gefühle aufeinander treffen, wo Liebe nur noch sehen, erfreuen, genießen will, da soll kein fremdes Auge Zeuge sein.

»Dem Herrn entgegen« heißt der folgende Textteil. Eigentlich müsste das die Lebensüberschrift über dem Leben jedes Christen sein. »Dem Herrn entgegen« gibt Richtung und Ziel an und drückt gleichzeitig konzentrierte Bewegung aus.

Wir fragen uns:

Wenn ein objektiver Betrachter mein Leben voll durchschauen und beurteilen könnte, würde er berechtigt dieses Motto darüberschreiben können? Wenn mein Herr mich beurteilt, meine Grundhaltung ebenso wie die einzelnen Schritte zum Ziel, kann er dann voll zufrieden sein und bestätigen: Ja, der ist treu, der wächst im Glauben, der bewegt sich konzentriert vorwärts, der geht auf mich zu?

Ich fürchte, wir peilen viele Ziele weitaus entschlossener und mit wesentlich mehr Hingabe an als unser eigentliches Christenziel: den Herrn Jesus und das Sein bei ihm.

Warten auf den kommenden Herrn ist durchaus nichts ausschließlichs Passives. Warten ist gespannte Aufmerksamkeit und aktive Ausrichtung. Beobachten Sie mal Leute, die auf einen Bus warten. Denen ist es durchaus nicht egal, ob oder wann der kommt. Die unterhalten sich auch nicht mit diversen ablenkenden Spielchen oder Unternehmungen. Wirklich Wartenden merkt man das Warten an. Sie warten, wie einer der alten Kirchenväter sagte: »Gelassen, aber mit großer Freude.« (Gelassen, weil sicher kommen wird, der kommt, und mit großer Freude, weil das Eintreffen des Kommenden die Erfüllung eines ganzen Lebens bedeutet.) Wie warten wir? Steht darüber als Kennzeichen: Dem Herrn entgegen?

Ein anderes Bild aus dem Alten Testament zeigt uns noch eine andere schöne Seite:

Elieser, der Knecht Abrahams, hat durch wunderbare Führung Gottes eine Braut für den Sohn seines Herrn gefunden. (Wir übertragen geistlich das Bild und die Personen: Abraham ist ein Bild Gottes, des Vaters; der Sohn Isaak ist ein Bild des Herrn Jesus; Elieser, der Diener Abrahams, ist ein Bild des Heiligen Geistes. Und Rebekka, die Braut, ist ein Bild der Gemeinde Jesu.)

Sie ist willig, Isaak als Mann zu nehmen.

Nun führt Elieser sie durch die weite Strecke der Wüste bis zum Hause seines Herrn. Rebekka kennt Isaak noch kaum. Sicher fragt sie auf der Reise nach ihm. Wie ist er? Was tut er? Wie sieht er aus? Viele Fragen, die ihr Herz bewegen, stellt sie dem Knecht und der antwortet mit Geduld, Liebe und ganzer Hingabe. Es ist ja seine Aufgabe, der Braut den Bräutigam groß zu machen, sie mit ihm durch Schilderungen vertraut zu machen. So kennt er nichts Schöneres, als über ihn zu sprechen. Und Rebekka hört es, nimmt es auf und ihr Herz wird immer wärmer, ihre Liebe wächst, ihre Sehnsucht steigt, bis sie eines Tages in die Nähe des Vaterhauses Isaaks, in die künftige Heimat

kommt. Da hebt sie ihren Blick und sieht einen Mann sinnend auf dem Felde gehen: Isaak. Er denkt nach, wie es sein wird, wenn seine Braut bei ihm sein wird. Liebe, die sein Herz füllt, malt ihm die Zukunft als Realität vor Augen. Seine Sehnsucht treibt ihn aus dem Haus und aufs Feld den Reisenden entgegen. **Zwei gehen sich entgegen**, Rebekka, aus dem alten Zuhause in die neue Heimat, und Isaak, der geliebten und ersehnten Braut entgegen. Konzentrierte, aus Liebe geborene Bewegungen aufeinander zu führen zum Treffen.

Rebekka sieht den Mann und fragt Elieser: Wer ist der Mann? Und dann kommt nur noch die eine Antwort; alles Andere stellt sie in den Schatten. Sie heißt: Das ist mein Herr!

So hat es der Heilige Geist jedem Christen seit dem Tage der Bekehrung sagen wollen und gesagt. Er beschrieb den Herrn Jesus, wollte unsere Liebe wecken, aus der die Sehnsucht wachsen soll. Rebekka kam vorwärts. Kommen wir vorwärts? Geht es spürbar dem Herrn entgegen? Das wäre ein reiches, sinnerfülltes Leben, randvoll mit Freude und Frieden. Das wäre echte Vorbereitung auf den Moment der Begegnung.

Worauf leben Sie zu? Ein nur auf Sie selbst bezogenes Dasein wäre das Gegenteil der hier geschilderten Haltung. Auch bei Christen gibt es das leider. Aber das ist ein armes, leeres, fruchtloses Leben. Beschämt werden solche Leute ihrem Herrn begegnen. An ihrer Bestimmung haben sie dann vorbeigelebt.

In die Luft. Auch dieses Wort hat seine tiefe Bedeutung. Nach Epheser 2,2 ist die Lufthülle dieser Erde der Herrschaftsbereich der Gewalt der Finsternis, des Teufels. Mitten in diesem Herrschaftsgebiet findet nun die triumphale Begegnung des Siegers von Golgatha mit seiner Gemeinde statt. Kann man sich einen deutlicheren Beweis eines Sieges vorstellen?

Nach Meinung des Teufels und der Menschen erlitt der Herr Jesus auf Golgatha eine schmachvolle Niederlage. Erst durch seine Auferstehung bestätigte Gott den Sieg seines Sohnes. Seit dieser Zeit bangt der Teufel vor dem endgültig sichtbar werdenden Beweis des Sieges Jesu. Hier in der Luft, da, wo er sein Reich hat, von wo er wirkt, zerstört und verführt, durch seine Engel und Dämonen, da wird es zum ersten Mal für die Gemeinde Jesu, den Teufel und die Dämonen sichtbar, dass er ein besiegter Fürst ist. Die übrige Welt sieht das noch nicht; sie erfährt es erst später.

Aus diesem Wort leiten wir aber auch die Aussage von den zwei Kommen des Herrn Jesus auf die Erde ab.

Jesus Christus kam einmal, um zu leiden und zu sterben und zum anderen, um zu herrschen. Deshalb ist dieses Kommen des Herrn Jesus nur bis in die Lufthülle der Erde ebenso wie auch alle Aussagen der Heiligen Schrift über die Brautgemeinde eine als Familiengeheimnis geschenkte Offenbarung für die, die in der gegenwärtigen Heilszeit zum Glauben an den Heiland kommen. Mit der Entrückung schließt die Gnadenzeit und beginnt eine Periode der Gerichte Gottes über eine von ihm abgefallene Welt. Gottes Geist kehrt mit der Gemeinde nach Erfüllung seiner Aufgabe in den Himmel zurück. Das, was die ungehinderte Entfaltung des Bösen bis dahin hemmte, der Heilige Geist und die Gemeinde, ist dann fort (2. Thess. 2,6). Der ›Tag des Herrn‹, im Alten Testament oftmals als Tag der Gerichte vorausgesagt, beantwortet die Zeit oder den Tag des Menschen. Eine grausame Zeit beginnt unter der Herrschaft des Antichristen hier auf der Erde bis zum zweiten Kommen des Herrn Jesus in Macht und Herrlichkeit zur Aufrichtung des ›Tausendjährigen Reiches‹.

Zwischen der Entrückung und diesem Augenblick liegt eine Zeitspanne, die im Gegensatz zu den Schrecken über die Gerichte auf der Erde durch Freude und Seligkeit der Gläubigen im Himmel gekennzeichnet ist. Die Schrift sagt

uns einfach nur: Allezeit werden wir bei dem Herrn sein. Andere Stellen des Neuen Testaments ergänzen diese Aussage inhaltlich. So spricht z.B. 2. Korinther 5,10 von dem »Richterstuhl des Christus«. Seligkeit und Richterstuhl, mag jemand fragen, passen die denn zusammen?

Der vorgenannte »Richterstuhl Christi« ist kein Ort, an dem verdammt oder begnadigt wird. Hier werden vorbereitete Löhne ausgezahlt oder vorenthalten. Hier wird man gekrönt oder beschämt entlassen. Maßstab für das entsprechende Handeln des Christus ist die bewiesene Treue des Christen zu seinen Lebzeiten. Hier wird ihm die Frage gestellt und beantwortet: Deckt sich dein Leben mit dem Plan, den Gott mit dir hatte? Hast du deine Gaben zum Nutzen gebraucht oder vernachlässigt? Das ist ein Preisgericht und von seinem Ausgang hängt es sicher auch ab, ob mein Herz jubelnde Freude über der mir erwiesenen Liebe, oder nur eine recht stille, Gott Recht gebende, beschämte Freude das Herz füllt.

An anderer Stelle spricht die Schrift vom »Hochzeitsmahl des Lammes«. Die Braut und der Bräutigam vereinigen sich nach dem Preisrichterstuhl in Liebe. Endlich ist dann ihre Sehnsucht erfüllt.

Die Schrift spricht von ewiger Freude und Wonne. Sie spricht vom Trost Gottes, der alle Tränen der Trauernden und Leidenden abwischen wird. Das alles umfasst die kurze Aussage: »Allezeit beim Herrn sein«. Wir haben als Menschen, die das Tun als die höchste Tugend betrachten, den Sinn für einen Genuss ohne neue Begierde verbaut. Deshalb hört man oft die Frage: Allezeit beim Herrn sein, wird das nicht lang oder gar zu lang sein? Kann das Erfüllung bedeuten? An und für sich ist das eine fast lästerliche Frage.

Überlegen wir einmal:

Allezeit in der Herrlichkeit sein ist kein passiver Zustand. Das Sein dort ist höchste Aktivität. Gott stellt uns neue, überwältigend große Aufgaben und bereitet uns hier zu

Lebzeiten darauf vor. Schon echtes Loben, Preisen und Anbeten kann ein Leben voll ausfüllen. Gott suchte das ja sogar von Anfang an. Und da er die Ewigkeit dem Menschen ins Herz legte, findet auch der Mensch nur dann letzte Befriedigung und Seligkeit, wenn er Gott dient in Geist und Wahrheit. Das gilt heute und sicher auch in der Ewigkeit.

Sören Kierkegaard hat einmal auf die ihm gestellte Frage, wie er denn dieses Sein bei Jesus sehe, mit einer Liedstrophe geantwortet. So wollen auch wir es sehen:

*Noch eine kurze Zeit, dann ist's gewonnen,
dann ist der ganze Streit in Nichts zerronnen,
dann werd' ich laben mich an Lebensbächen
und ewig, ewiglich mit Jesus sprechen.*

Freuen Sie sich darauf und sehnen Sie sich danach?

Folgen des Wissens

Lassen Sie mich bitte noch etwas ungewöhnlich Wichtiges nachtragen:

Im ersten Johannesbrief Kapitel 3 Vers 2 sagt uns der Heilige Geist etwas ganz Großes, aber auch sehr Anspruchsvolles:

›Wir werden‹, so heißt es da von den Gläubigen, ›ihm gleich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist.‹

Eine gewaltige, fast unausdenkbare Prophezeiung. Um deren Gehalt recht zu erfassen, müssten wir wissen, wie er, der Herr Jesus, jetzt ist. Wie ist er denn? Gottes Ebenbild, so wie er es auf der Erde auch ausstrahlte. Wer ihn sah, sah den Vater. Heilig, voll Güte und Liebe, selbstlos, nur auf das Wohl der anderen und die Ehre des Vaters bedacht. Voll Leben und Kraft, stets zum Dienst bereit und konzentriert, um nur diese eine Seite in kürzester Fassung zu zeichnen.

Und so sollen wir sein? Ja, sagt die Bibel, so werden wir sein. Und jetzt folgt das verbindliche, anspruchstellende Wort: ›Jeder, der diese Hoffnung zu ihm hat, reinigt sich

selbst, gleichwie er rein ist (1. Joh. 3,3). Das Wissen von der Zukunft (die Bibel versteht Hoffnung immer als etwas Festes und Gewisses, eben als Wissen, nie als etwas Unsicheres, als ein Vielleicht, als eine Ahnung) greift heute schon in die Zeit, in die Gegenwart, ins Leben, wenn es echt ist. Echtheit meines Lebens mit Christus, der Blick in die Momente der Vereinigung mit ihm und das Sein bei ihm löst hier schon Selbstreinigung, Selbstbeurteilung, Selbstgericht aus. Und das führt zur Korrektur all dessen, was nicht so ist, wie er will. Nicht so, als könnte ich auf der Erde schon vollkommen sein oder ganz so sein, wie er war. Aber der Weg dahin ist und bleibt mir als Aufgabe gestellt. Und den nennt man Heiligung.

Wo überhaupt nichts von Heiligung zu sehen ist bei einem Gläubigen, da sollte er auch lieber nicht mehr von seinem Christsein und seiner Zukunftshoffnung sprechen. Bloße Worte, Phrasen, wären das, ohne echten Kern. Sie schaden im Zeugnis mehr, als sie nützen. Wo jedoch Heiligung da ist, geboren und immer wieder neu angeregt durch den Blick nach vorn auf das Kommen Jesu, da wirkt das erkennbare Leben, das Wachsein, wie ein Signal für Mitgläubige und auch die Menschen ohne Jesus. Reden über die Entrückung wird nichts als bloßes Geschwätz sein, wenn es hier und heute nicht den Wunsch auslöst, dem geliebten Herrn Jesus ähnlicher zu werden.

Sogenannte ›Sehnsuchtslieder‹, die also den Wunsch nach baldiger Entrückung zum Inhalt haben, sind als Gesangsgut bei uns recht selten geworden. Früher hat man sie mehr und lieber gesungen. Warum? Ging es den Leuten wirtschaftlich schlechter? Waren sie Not leidender oder kränker und sehnten sie sich deshalb so innig heraus und nach oben? Sicher trifft das alles in einem gewissen Umfang zu. Aber das kann nicht letzter Grund sein. Sicher stimmt es auch oder vielleicht gar vorrangig, dass unsere Väter und Mütter im Glauben mehr mit Gott lebten, dass

ihnen das Leben im Glauben tiefere Realität war. Und wenn sie sich mehr damit befassten, zog sie das eben nach oben, hier heraus aus all dem, was klebt und festhält. Es löste sie. Sie wussten mit dem Herzen und mit dem Verstand, dass es erst Recht mit ihrem Christenleben stünde, wenn sie lebten wie z.B. die Glaubensmänner des Alten Testaments. Und wie verhielten sich die?

Abraham und die Patriarchen lebten in Zelten, sagt die Bibel. Natürlich taten sie das auch, weil es für Herdenbesitzer praktischer und üblich war. Aber sie waren auch immer reich und hätten sicher ebenso gut in festen, reich ausgestatteten Häusern wohnen können. Warum taten sie es denn nicht?

Die Bibel erklärt es und zeichnet damit ihre innere Haltung:

›Sie lebten und wohnten zeugnishaft in einem Zelt.‹ Damit demonstrierten sie, dass sie diese Zeit und ihr Dasein hier auf der Erde nur als vorläufig ansahen. Sie lebten nicht so, als wenn sie ›ewig hier bleiben‹ würden, wie es kürzlich eine ungläubige Frau über einen Bruder sagte. Dieser raffte trotz seines fortgeschrittenen Alters immer noch mehr und mehr an Besitz zusammen. Und das widerlegte sein Zeugnis als Christ total. Die Patriarchen aber lebten ein Leben auf Abbruch. Ihnen hätte man ein Sehnsuchtslied nach oben als echt abgenommen.

Meinen Sie, man nähme uns es auch noch ab? Singen wir, diese Art von Liedern vielleicht deshalb nicht mehr so gern, weil wir uns hier so überaus wohl fühlen und nur recht ungern durch die Gedanken an das Jenseits stören lassen? Könnte es vielleicht sogar sein, dass wir spüren, dass unser Lebensstil mit einem solchen Bekenntnis nicht zusammenpasst, und wir lieber das Bekenntnis zurückstellen, als die nötige Korrektur der Lebenshaltung zu vollziehen?

Wenn das wahr ist (ich meine nicht ›objektiv wahr‹ – das

ist unbestritten – sondern »subjektiv wahr« und »im Herzen verankert«), was Kierkegaard sagte von dem »gewonnen«, dann muss mir alles Andere als Verlust erscheinen, muss verblassen, vor dem, was auf mich zukommt. Dann geht es uns und mir, wie wir es früher an einem Beispiel aus dem Physikunterricht lernten:

Da lag ein Häufchen Eisenspäne auf dem Experimentiertisch. Näherte man ihm einen Magneten, so ordnete sich sofort die Menge der bislang ungeordneten Teilchen. Ging man noch näher heran, richteten sie sich auf in Richtung auf den Magneten. Und kam der Magnet dann noch näher, so gab es plötzlich einen Augenblick, an dem sich die Späne vom Tisch lösten und auf den Magneten zusprangen und an ihm haften blieben.

Man braucht dieses Bild wohl kaum zu erklären. Setzen wir uns als Gotteskinder in die Lage der Eisenteilchen und denken wir einmal, der Herr Jesus wirke bei uns, wie der beschriebene Magnet: Ordnet sich dann bei uns alles, richtet sich alles aus auf den Herrn, so dass wir frei sind, um ihm entgegengerückt werden zu können?

Für jeden realistisch denkenden Gläubigen ist das sehr nahe bevorstehende Wiederkommen des Herrn Jesus erkennbar. Alle Anzeichen um uns her, Israel, die Ratlosigkeit der Völker und Menschen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet, die Aushöhlung oder sogar schon die Auflösung der moralischen Grundwerte unserer Gesellschaft, die täglich stärker werdende Unverschämtheit des Bösen signalisieren die letzten Sekunden vor dem Wiederkommen des Herrn.

Manche sagen, so sei es schon oft in der Geschichte gewesen. Glaubt ihnen nicht! Sie schläfern uns nur ein und spielen dem Teufel dabei in die Hände. Wenn es also ernst ist, was sollen wir tun?

Der Herr Jesus sagt, auf sein zweites Kommen und die damit verbundenen Ereignisse bezogen:

›Wenn ihr diese Dinge geschehen seht, erhebt eure Häupter!‹ Das Kommen des Herrn zur Entrückung liegt zeitlich vor diesem Ereignis und damit uns also noch näher. **Was also dann, wenn Jesus heute noch käme? Wären Sie bereit, ihm froh und freimütig zu begegnen?«**

Und was nun?

Mit einem knackenden Geräusch schaltete das Gerät ab. Die Kasette war zu Ende. Ulrich erschrak fast, so sehr war er innerlich dabei gewesen.

Wie war es gestern Abend weiter gegangen? Nachdem der Redner sich gesetzt hatte, hatte man ein Lied gesungen, eins von den zitierten, berühmten »Sehnsuchts- oder Heimatliedern«. Begeistert und voll dabei hatten alle mitgesungen. Ihm selbst war das kaum möglich gewesen, so sehr hatte ihn die Predigt getroffen. Wenn er versteckt zu seiner Frau neben sich geschaut hatte, schien es ihr ähnlich wie ihm zu gehen. Getroffen, nachdenklich, aus den Angeln gehoben. Konnte es wahr gewesen sein, dass er bei ihr Tränen gesehen hatte, rasch mit einer hastigen Bewegung weggewischt? Dann hatte noch einer der Ältesten der Gemeinde gebetet und mit der Bitte: »Herr Jesus, komm bitte bald wieder!« geendet. Das Amen, die Bitte: Ja, tu das, Herr!, hätte Ulrich beim besten Willen nicht aus voller Überzeugung nachsprechen können. Aus Gewohnheit und um nicht aufzufallen, hatte er es leise mitgeflüstert.

Dann, im allgemeinen Aufbruch, waren Renate und er nach einigen kurzen Grüßen fast verstohlen durch das Gedränge der Menschen im Foyer zum Wagen geeilt. Wortlos waren beide nach Hause gefahren. Peinlich und wie in Verlegenheit waren die Minuten vergangen, bis sie sich zur Ruhe legen konnten. Wahrscheinlich mussten sie erst einmal ganz persönlich die Sache bewältigen. Der Schlaf hatte sie zwar bald eingehüllt, aber nach zwei, drei Stunden lag Ulrich wieder wach da und konnte nicht mehr einschlafen. Die Turbulenz der Gedanken ließ ihn innerlich nicht wirklich entspannen, nicht zur Ruhe kommen. Und immer wieder, wie ein drängender Abschluss hörte er die

Frage: Was ist mit dir, wenn Jesus heute noch käme? Sich selbst beruhigend hatte er es zunächst mit der Antwort versucht: »Du bist ja bekehrt. Du hast einen persönlichen Glauben. Du weißt doch, dass du ewiges Leben und Vergebung der Sünden hast.« Aber Stille im Herzen hatte das nicht eingebracht. Gott fragte ihn weiter: Bist du heute bereit, wenn dein Herr zu deiner Entrückung käme? Und darauf, so wusste Ulrich genau, konnte er keine bejahende Antwort geben. Zu viel wäre da erst in seinem Leben und im dem seiner Familie zu ordnen.

Fast müder als abends war er morgens aufgestanden, hatte hastig gefrühstückt und war dann schnell ins Büro gefahren. Über die Predigt hatte zu Hause keiner wie in einer stillen Vereinbarung ein Wort verloren. Empfund seine Familie genauso wie er?

Nun saß er hier, unfähig zu konstruktiver Arbeit, irgendwie noch benommen. Die plötzliche Stille schien unwirklich. Immer wieder hörte er die Frage: Was, wenn Jesus heute noch käme? Was dann? Der Redner hatte ja Recht gehabt mit seinen Aussagen. Ulrich wusste, dass alles Gesagte Botschaft der Bibel war. Ebenso entsprach die Anwendung auf die heutige Zeit den Tatsachen und war keinesfalls übertrieben. Logisch waren die Folgerungen und eben deshalb blieb es haften: Und wenn er heute noch käme?

»Ach Herr«, Ulrich sprach es leise vor sich hin, »wenn du heute kämst, du träfst bei mir und in meiner Familie kein Entgegenrücken an. Da wäre eher ein Durcheinander, als ein geordnetes und konzentriertes Erwarten.« Ulrich war ehrlich, auch jetzt hier in der Stille vor sich selbst. Es hatte ihn so getroffen, dass er nicht mehr ausweichen konnte und wollte. Zu oft war das früher als Reaktion auf die Verkündigung passiert. Man hatte genau gewusst, jetzt bist du gemeint; aber weil es lästig war, weil eine Anerkennung des Anspruchs unter Umständen peinliche Folgen in

der Lebensführung mit sich gebracht hätte, hatte man es verdrängt, weggeschoben, auf später vertagt und in die Ferne gerückt. Und es schien damit sogar wie bewältigt. Zumindest war das dringliche Mahnen verblasst. Heute war das anders. Das Wort hatte ihn eingeholt, gestellt. Ein Ausweichen war unmöglich geworden, ohne die Selbstachtung zu verlieren, wie sagte noch der Jakobus: Selbstbetrug wäre das, sich aus der Bibel angesprochen zu wissen, quasi in einen Spiegel zu schauen, sich zu erkennen und dann konsequenzlos wieder wegzugehen. Und Selbstbetrüger sind lächerliche Figuren, das war Ulrich klar und bewusst.

Als Konstrukteur hatte er gelernt, folgerichtig, logisch zu denken, sonst hätte schon im Beruf nichts mehr gepasst. Schritt für Schritt. Das, was er gehört hatte, war der heilige Anspruch Gottes an sein Herz. Dass er das nicht vergessen oder verdrängen konnte, war das gnädige aber deutliche Wirken des Heiligen Geistes an seinem Gewissen.

»Ja, Herr!«, so sprach er vor sich hin, »ich will dir nicht mehr ausweichen, ich will stillhalten. Ich will dich hören und verstehen, ich will auch korrigieren an den Stellen, die du mir zeigst. Gib, dass mein Wollen durchhält! Wenn du heute kämst, lass mich das nie mehr als eine theoretische Hypothese sehen, sondern als total praktisches Faktum.«

Leicht fröstelnd schüttelte er sich, wie aus einem leichten kurzen Schlaf tauchte er wieder an die Oberfläche des Wachseins. Es schien ihm kaum möglich, aber die Uhr wies es nach: Es war Abend. Die Sonne war verschwunden und es hatte merklich abgekühlt. Dass ihn bisher keiner aufgestöbert hatte! Sicher, sie hatten mit seinem Heimkommen noch nicht gerechnet. Der Druck im Kopf war weit gehend weg. Irgendwie kam ihm die ganze Welt geordneter vor.

Ulrich stand auf und reckte sich. Nichts von all dem, was er von der Kassette neu abgehört und von dem, was er an Gedanken gehabt, an Entschlüssen gefasst hatte, war ver-

gessen. Nachdenklich nahm er das Band aus dem Gerät und ging zum Haus hinüber. Eine gewisse Scheu verbunden mit vorsichtiger Entschlossenheit erfüllte ihn. Er hatte jetzt zu handeln, das war ihm klar, und doch zuckte er gewissermaßen davor zurück.

Auf das Gespräch mit seiner Frau war er besonders gespannt. War sie ihm nicht immer eine besondere Hilfe gewesen? Über fast alles hatten sie sich in den zwanzig Ehejahren ausgetauscht. Nicht so, als hätte er dabei nur Monologe gehalten und sie nur genickt. Ein purer Ja-Sager war seine Renate nie gewesen und würde es jetzt wohl auch nicht werden. Manchmal war ihm das mühevoll erschienen und er hatte es sich anders gewünscht. Wenn er aber nüchtern überlegte, waren ihre Ratschläge echte, konstruktive Beiträge gewesen, die ihm in vielen Lagen geholfen hatten, auch geistlich. Sie wirkten wie Impulse, die oft sein ganzes Denken und auch Handeln in andere Richtungen gelenkt hatten, als es gelaufen wäre, wenn er allein gelebt hätte. Und in der Rückschau war er ihr wirklich dankbar dafür. Um so intensiver wartete er jetzt auf ihre Reaktion.

Antwort im Gespräch

In der Küche war schon Licht. Renate deckte den Tisch und bereitete das Abendessen. Er sah sie durchs Fenster. In der Diele legte er Kassette und Autoschlüssel auf den Tisch, schaute nach der Post. Nichts Wichtiges war dabei. Leise eine Melodie vor sich hinpfiffend betrat er die Küche und begrüßte Renate mit einem Kuss.

»Wo warst du denn?«, fragte sie. »Ich sah deinen Wagen schon in der Garage, konnte dich aber nirgendwo finden. Warst du nochmal weg?«

»Nein, Schatz«, antwortete Ulrich. »Seit Stunden bin ich schon hier. Bei der Arbeit drehte sich mir alles im Kopf. Nichts ging mehr. Ein Druck lähmte mich derart, dass ich mir frei nahm und nach Hause fuhr. Du warst nicht da und da habe ich mich auf die Liege im Gartenhaus gelegt. Ich hörte mir nochmals eine Kassette vom Vortrag gestern an. Anscheinend schlief ich dann ein und wurde eben wieder wach.«

»Und jetzt geht es dir wieder gut?«

»Ja, der Druck ist weg.«

»Woher kam der denn?«

»Ich weiß es nicht. Die Nacht war schon schlecht. Ich habe kaum geschlafen. Die Gedanken wirbelten mir durch den Kopf und ich konnte keine Ruhe finden. Ich glaube, es kam von gestern Abend. Was meinst Du?«

»So«, schob Renate ein, »ging's dir auch so? Ich fühle genauso. Nach den Einkäufen war ich bei Rita. Und die war so froh über gestern und auch darüber, dass wir da waren. Wie es mir gefallen hätte, fragte sie. Und ich konnte kaum etwas antworten. Gefallen – ich finde, das trifft es nicht. Lass uns nachher mal darüber sprechen. Jetzt kommen die Kinder zum Essen.«

Mit einem Knall kündigte sich die Ankunft von Daniel,

kurz Dani genannt, und Bettina, liebevoll Betti genannt, an. Dani, 18 Jahre, stand gerade kurz vor dem Abitur und wusste in den meisten Fällen alles. Betti, 17 Jahre jung, hörte ihr Alter gar nicht so gern. Viel lieber wäre sie schon mindestens ein Jahr älter und damit »erwachsen« und mündig, »vollwertig« wie sie meinte und sagte, gewesen. Wenn ihr das durch den Kopf ging, war ihr der Name Bettina lieber. Sonst hörte sie auf die vertraute Kurzform weit eher.

Mit »hallo« und »wie geht's« war die Küche plötzlich mit Leben und Geräusch erfüllt. Renate hatte alle Mühe, die für das Essen nötige Ruhe und Ordnung herzustellen. Endlich saßen sie am Tisch. Nach dem Dank für die Gaben aßen alle mit gesundem Hunger. Das vorhin so wirre Gespräch mit seinem Hin und Her und Durcheinander war weitestgehend verstummt. Bis dann Dani und Betti wieder von den Tageserlebnissen berichteten. Eine Frage forderte die Antwort und jede Antwort löste neue Fragen aus, bis plötzlich Betti fragte:

»Und wie hat es euch gestern Abend gefallen? Wie fandet ihr es?«

»Wie meinst du das?«, stieß Dani nach.

»Och, das ist ganz einfach. Eben traf ich noch Claudia und die begeisterte sich noch über die Predigt von gestern. Und als sie mich dann nach meiner Meinung fragte, habe ich ihr zugestimmt. Ich fand den Vortrag Klasse. Das sagten übrigens fast alle hinterher und heute morgen auch in der Schule.«

»Fand ich auch«, sagte Dani. »Aber meint ihr nicht, er wäre etwas zu einseitig mit seinen Behauptungen gewesen? Woher weiß er das alles eigentlich so genau?«, wandte sich Dani an Ulrich. »Ich meine, dass sich das alles so zuspitzt? Neulich las ich mal, dass seit Jahrhunderten die Menschen immer mal wieder zu solchen Aussagen kamen, sie dann aussprachen, intensiv warteten und enttäuscht waren, wenn dann die Wiederkunft Jesu nicht eintraf.«

Ulrich, noch unter dem Eindruck seiner Gedanken vom Nachmittag, war fast etwas verlegen über die plötzliche Gesprächsentwicklung. Andererseits kam es ihm aber nicht ungelegen. Damit war er nämlich mitten in dem Thema, von dem er wusste, dass er es mit all seinen Konsequenzen im Kreis der Familie besprechen sollte. Deshalb war er fast froh und zögernd zugleich, als er zu antworten begann:

»Ach, wisst ihr, ich hatte mir heute auch unter der Wirkung des Wortes von gestern früher frei genommen. Onkel Bernd, den ich am Parkplatz traf, gab mir eine Kasette mit der Aufnahme der Predigt. Und die habe ich mir vorhin noch mal in Ruhe angehört. Ich will es offen sagen, das, was ich, was wir da gestern gehört haben, kenne ich schon seit langen Jahren. Aber jetzt hat es mich getroffen wie selten zuvor und als hätte ich es noch nie gehört. Vor allem die Frage nach dem, was wäre, würde der Herr Jesus Christus heute noch wiederkommen.«

»Und haben sie das nicht früher auch so gedacht und gesagt?«, hakte Daniel noch einmal nach.

»Ja«, meinte Ulrich, »das stimmt. Das ist immer die direkte unmittelbare Erwartungshoffnung der Gemeinde Jesu gewesen, wenn sie intakt war und sich auf Erden nicht zu sehr wohl fühlte. Wir haben das fast vergessen, dass Christen hier nicht ihr Zuhause haben, dass sie eigentlich nur von Gott mit einer bestimmten Aufgabe betraut hier auf Abruf leben. Und wann immer auch dieses Wissen in den zweitausend Jahren der Geschichte der Gemeinde wach wurde und die Herzen ergriff, sagte man es und lebte danach. Und diese Zeiten waren dann Erweckungszeiten, in denen die Gemeinde besonders deutlich wuchs. Wenn das Wachstum heute stagniert, wenn vor allem so wenig Leute aus dem Unglauben zum Glauben hinzukommen, liegt es sicher nicht zuletzt daran, dass wir«, und Ulrich meinte, als er es wie versonnen aussprach, erkennbar sich selbst zuerst, »das bevorstehende Kommen vergessen haben.«

»Sicher«, so griff er noch einmal die Frage auf, »hat man oft auf das Ende der Welt gewartet, hat sogar falsche Heilungslehren darauf aufgebaut und wurde unnüchtern. Aber das war eine Folge davon, dass man nur Teile der Bibel las und hören wollte und nicht den Gesamtzusammenhang aller prophetischen Aussagen beachtete. Der Herr Jesus hat die Zeichen der Endzeit in den Evangelien deutlich geschildert und der Apostel Paulus hat sie ergänzend noch deutlicher vorgestellt im 2. Thessalonicherbrief. Die Zeichen der Zeit, die aufs Ende verweisen, das Tempo der Entwicklung in der Verwirklichung dessen, was die Bibel dazu meint, ist jedenfalls so deutlich wie noch nie zuvor. Von all dem, was vor dem Kommen des Herrn sich erfüllen muss, steht nichts mehr aus. Das wurde mir gestern Abend drastisch deutlich und traf mich wie ein Keulenschlag.«

Renate sah ihren Mann überrascht an. Auch die Kinder hatten ihren Vater selten so erlebt und solche Aussagen von ihm gehört. Vor allem, eine so lange Rede über geistliche Dinge hatten sie alle drei eigentlich noch nie von ihm gehört. Aber sie dachte an früher, wie er da gewesen war. Und sie empfand deshalb eine tiefe Freude, weil das, was er jetzt gesagt hatte, auch sie selbst seit gestern so sehr bewegte.

»Aber wieso«, platzte Betti jetzt heraus, »hat man das denn noch nie sonst in den Predigten gehört? Wieso, Vati und Mutti, haben wir denn hier noch nie darüber gesprochen, wenn das so wichtig ist? Ich verstehe das nicht. Wenn das wirklich so ist, wie der Herr M. es gestern sagte, und wenn wir wirklich meinen, was wir sagen, wenn wir behaupten, wir seien Christen, wieso denken wir nicht mehr darüber nach? Müsste unser Leben denn dann nicht eigentlich ganz anders laufen?«

Betti lehnte sich entspannt zurück. Ganz entspannt, weil sie ihrem Herzen mal Luft gemacht hatte, aber auch

gespannt, ob ihre Eltern sie wohl verstehen oder es nur als persönliche Anklage empfinden würden, wie sie es eigentlich gar nicht gedacht hatte.

Mutter war es, die ihr antwortete. Vater sah vor sich hin. Das Essen schien vergessen. Niemand dachte mehr daran. Niemand nahm sich mehr.

»Ja, Kind«, sagte sie, »du hast völlig Recht. Wir alle hatten es wohl sehr nötig, das noch einmal zu hören. Warum es so wenig Thema in der Verkündigung ist, weiß ich auch nicht. Ich weiß nur, dass es in meiner Kinderzeit öfter anklang. Ich meine, wir sollten auch gar nicht mehr Anklage erheben, sondern sollten uns, so wie wir als Familie hier zusammen sitzen, jeder einzeln für sich und auch gemeinsam fragen, warum es bei uns nicht mehr aktuell ist, darüber zu sprechen.

Mir selbst schoss es gestern auch durch den Kopf und es hat mich bis jetzt nicht losgelassen. Ich habe mich gefragt: Wenn das Kommen des Herrn Jesus Christus die echte Hoffnung für Christen ist, dann müsste ich doch davon leben und reden. Wie sagt man? Was ich am meisten schätze, das füllt mich aus. Ihr kennt doch Herrn Renner, unseren Nachbarn, gut. Ihr wisst, wie stolz der auf sein Haus ist. Seine Frau hat mir oft erzählt, wie lange sie gespart haben, wie viel sie dafür geopfert haben und wie glücklich sie beim Einzug waren. Wie lange vorher hat Herr Renner schon davon erzählt, wie er dies und jenes machen, einrichten und anders bauen würde. Jede Sekunde habe er davon geträumt, und dann war es soweit. Heute noch würde er am liebsten jedem, den er halbwegs kennt, sein Haus zeigen. Und wenn man dazu keine Zeit hat, zieht er seine Hausfotos aus der Tasche. Immer hat er sie dabei, weil ihm sein Haus das Wichtigste ist. Wenigstens die Fotos muss man dann bewundern. Selbst wenn er in Ferien ist, hält er es nicht lange dort aus, sondern muss wieder zurück in sein Haus. Da wär's am allerschönsten, sagt er.«

»Stimmt! Aber eigenartig, auf ein Haus, das vielleicht hundert Jahre oder etwas länger hält, so stolz zu sein, und von dem, was weit wertvoller ist, nicht zu schwärmen«, brummte Daniel, und die anderen dachten ebenso.

»Neulich hat mal jemand das alte Sprichwort zitiert: Wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein«, warf Vater ein; »ich will es mal so sagen:

Wenn der Herr Jesus Christus und der Himmel unser Schatz wäre, dann hingen wir doch daran sicher weit stärker als meinetwegen der Herr Nachbar an seinem Haus. Dann redeten wir davon, weil es eben unser Lieblingsthema wäre. Warum, so frage ich mich, ist es denn nicht so? Der Herr ist uns doch wertvoll und wir wissen, dass wir in den Himmel kommen!«

»Ich glaube, es ist so«, meinte Daniel, »weil das weniger greifbar ist als ein Haus. Und weil es weniger greifbar ist, steht es weniger vor unseren Augen, ist es eher ein verschwommenes Ziel, was einen nicht so packt.«

Das Gespräch wurde meditierend. Trotzdem fand es keiner der Anwesenden langweilig.

»Aber ist glauben«, fragte Bettina dazwischen, »nicht immer eine Sache ohne sichtbare und fassbare Grundlage? Wenn wir das sehen und greifen könnten, was wir glauben, brauchten wir es doch nicht mehr zu glauben.«

»Das Sichtbare scheint uns Menschen eben näher zu sein und auch wirklicher; wir wollen, wie sagen wir oft, lieber einen Spatz in der Hand haben, als eine Taube auf dem Dach. Die Wirklichkeit einer künftigen Welt ist uns nicht so real wie das, was wir heute sehen und vor uns haben, was wir heute genießen können. Das ist unsere Tragik und die Achillesferse unseres Glaubens. Und weil das so ist, beschäftigen wir uns auch weit mehr mit dem hier unten und verlieren uns sogar so sehr darin, dass das andere, unsere Hoffnung, immer dünner wird und fadenscheiniger wirkt, wie abgegriffene Scheibchen, bis sie schließlich so

blass ist, dass sie überhaupt keinen Eindruck mehr macht und einen selbst noch nicht einmal mehr fesselt.«

Renate schaute wieder erstaunt zu ihrem Mann. Irgendetwas musste ihn verändert haben. Das war kein bloßes Tischgespräch mehr, wie sie es glücklicherweise im Anschluss an eine Mahlzeit noch manchmal führten und in seltenen Augenblicken beim Vergleich mit anderen Familien und deren Praxis wirklich als wertvoll ansahen. Das war mehr. Das war ganz anders als in den letzten Jahren. Es musste wirklich ein Geschenk Gottes sein, dass man sich nach so langen Jahren noch einmal völlig umbesann und sich über göttliche Fragen unterhalten konnte, ohne dass einer von ihnen gleich abwinkte: »Lass uns doch damit in Frieden! Kennen wir doch!« Oder: »Es predigt wieder!«

Worum war es in den letzten Jahren denn meist gegangen bei ihren Tischgesprächen? Über alle möglichen Themen hatte man gesprochen und manchmal sogar hart diskutiert. Aber im echten Gespräch war man meist doch mit den Kindern geblieben. Obwohl, ehrlich gesagt, das auch etwas seltener geworden war. Durch die veränderten Interessen hatten sie sich ja auch anstrengender gestaltet. Natürlich hatte es auch Ausrutscher von der dabei sonst grundsätzlich harmonischen Atmosphäre gegeben. Mal hatte der eine, mal der andere beleidigt und betroffen geschwiegen. Oder er war sogar aufgestanden und rausgelaufen. Auch das war vorgekommen. Sie selbst und Ulrich hatten sogar so reagiert, leider!

Aber irgendwie war das dann später doch wieder in die Reihe gekommen, wenn auch meist nicht gründlich bereinigt worden. Und die Gesprächsthemen hatten sich nach den Umständen gerichtet. Politik, Berufs- und Schulprobleme, Tagesfreuden und Leiden, Ferien, Taschengeld, Mitarbeit in Haus und Garten und irgendwelche Planungen. Das war meist mehr als genug Stoff für viele Gespräche gewesen. Als sie das Haus bauten, ging es vor-

her und nachher natürlich über Jahre hinweg fast nur darum und um die Fragen der Finanzierung. Gemeinsam hatten sie Angst gehabt vor Pannen, die ihre Vorhaben hätten stören oder gar wegwischen können. Und dann natürlich die Schule! Und noch einmal die Schule! Viel zu viel Sorge und Wert war diesem Thema vermutlich beigelegt worden. Aber weil es so nahe und drückend war, schien es das Wichtigste. Und die Fragen der Gemeinde, die Fragen des Glaubens, der Bibel, des Gebetes hatten sie so lange als nachrangig eingeordnet. Sie waren meist sogar, wie in schweigender Vereinbarung, einfach unter den Tisch gefallen. Wenn die Kinder früher aus der Sonntagsschule oder später aus der Jugendstunde mal etwas mitbrachten, hatten Ulrich und sie selbst zwar höflich zugehört, waren aber doch innerlich ziemlich reserviert geblieben. Nicht ablehnend – nein! Aber doch auf Abstand, so etwa: Bitte jetzt nicht! Morgen lieber! Und die Kinder hatten das gespürt und morgen war dann auch selten Zeit geblieben. Und so ganz allmählich hatten sie alle sich mit samt den Kindern an das ganz andere Sehen und Denken des Lebens gewöhnt. Vom Standpunkt von heute aus irgendwie in einer ganz anderen Etage angesiedelt. Nicht bewusst, nicht absichtlich – nein! Da war man einfach so hineingeschlittert.

Manchmal kam so eine Trotzaufwallung, wenn das Gewissen mahnte: Jetzt ist jetzt! Hier muss ich mich zuerst drum kümmern!

Und die Folgen: Man hatte den Kontakt zu den Gliedern der Gemeinde nicht mehr sonderlich gepflegt. Er war ganz langsam aber sicher ein weites Stück verloren gegangen. Sonntags wollte man oft ausschlafen. Und dann langte es nur noch zu einem Teilbesuch der Gemeindegemeinschaften. Die Wochenstunden, im Anfang ihrer Ehe noch besonders geschätzt, hatte man sich richtig abgewöhnt. Auch ohne Absicht. Nur halt so, wie ein Schiff vom

Kurs allmählich abdriftet, wenn das Ruder nicht bewusst und energisch auf Kurs gehalten wird. »Beten und gemeinsam die Bibel lesen, könnte man ja auch zu Hause«, sagte man sich. Aber Zuhause fehlte dann der Wille zum Vollzug, das Tun. So kam dann allmählich eine Entfremdung zustande, die man eigentlich nicht gewollt hatte. Wenn man dann gelegentlich die Gemeindestunden besuchte und jemand einen ansprach, war man verlegen und verdrückte sich deshalb nach den Stunden so schnell wie möglich. Und immer einsamer war man dabei geworden. Immer vordergründiger wurde das Interesse der Familie Richter. So schlug sich das dann letztlich auch in der Familie selbst, ja, in der Ehe zwischen Ulrich und Renate nieder.

Renate konnte deshalb nicht anders als die Wendung seit gestern als ein Wunder Gottes ansehen und war dankbar dafür. Ihr Herz klopfte so laut vor Freude, dass sie meinte, die andern müssten es hören.

»Herr, lass das doch Kreise ziehen, Folgen haben, bei mir, bei uns in der Ehe, in der ganzen Familie!«, betete sie mit einem Stoßseufzer.

Eine neue Überraschung traf sie, als Ulrich sagte:

»Betti, gib mir doch mal die Bibel!«

Bettina holte sie aus dem Schrank. Ulrich schlug die Stelle aus dem 1. Thessalonicherbrief auf und las noch einmal die Verse von gestern. Er schloss mit dem Wort: »Ermuntert einander mit diesen Worten!«

»Das hat uns gefehlt«, sagte er. »Gott hat uns besonders dieses Wort über unsere Hoffnung hinterlassen, damit wir dadurch munter würden. Irgendwie sind wir eingeschlafen, geistlich wenigstens. Wir haben das Wichtigste im Leben vergessen, haben vielleicht die Mitte oder den roten Faden verloren. Dem Herrn sei Dank, dass er uns einen neuen Impuls gegeben hat.« Und Ulrich beugte den Kopf und fuhr ohne größere Andeutung fort mit dem kurzen, aber merkbar echten Gebet:

»Herr, lass das, was wir jetzt noch einmal lasen und was du uns gestern sagtest, Wirkung bei uns, bei mir tun, uns prägen und künftig bestimmen. Schenke uns doch bitte die Gnade, Herr, dass wir weniger vom Alltag Gehetzte und Getriebene sind, die kaum zur Besinnung auf das Wesentliche kommen. Lass uns mehr von dir gezogene und auf dich hin lebende Menschen sein. Lass uns dir deine Frage beantworten: Was, wenn du heute noch wiederkäme?«

Das Amen kam leise, aber von Herzen, und mehr oder weniger laut fand es ein Echo bei allen dreien, bei Renate, Daniel und Bettina.

Auf dem gewohnten kurzen Spaziergang vor dem Schlafengehen nahmen sie das Gespräch wieder auf. Der Tisch war vorhin von allen gemeinsam abgeräumt und die Küche besorgt worden. Dann hatten sich die Kinder in ihre Zimmer verzogen und Ulrich und Renate waren zu ihrer üblichen Runde durch den Stadtwald aufgebrochen.

Es war schon recht kühl geworden. Aber ein Duft lag über den Lichtungen, der wirklich wohl tat. Man konnte sich so richtig entspannen, durchatmen, natürlich fühlen.

»Ulrich«, fing Renate an und hakte sich bei ihrem Mann unter, »wenn das wirklich so ist, wie du vorhin sagtest, dann muss das doch auch sicher Konsequenzen haben?!«

Sie hörte ein nachdenkliches, aber deutliches »Ganz gewiss!« »Und dann muss das doch auch so sein oder so wirken, wie der berühmte Steinwurf ins Wasser.«

Sie waren über dem Gespräch gerade an einem kleinen Tümpel angekommen. Ruhig lag das Wasser vor ihnen. Nur einige Seerosenblüten schwammen wie kleine bunte Inseln darauf. Renate bückte sich und warf einen Stein in die Mitte der Wasserfläche. Plumps, hörte man, und dann breiteten sich die Wellen ringförmig um die Einschlagstelle aus über den gesamten Teich hin. Blätter und Blüten gerieten in schaukelnde Bewegung und eine immer größere Fläche des Wassers schwamm mit auf und ab, auf und ab.

»So soll es bei uns sein, Schatz«, reagierte Ulrich. Er hatte ihre Art und was sie ihm damit sagen wollte voll verstanden. »Es schlug ein bei mir, bei dir anscheinend auch, und bei den Kindern. Ich schäme mich wirklich vor Gott, dass so lange bei mir keine Bewegung war und habe ihn schon um Vergebung gebeten. Aber jetzt soll das anders werden und wenn das bei dir auch so ist, wäre es herrlich, wenn die ganze Familie, unser ganzes Leben in Bewegung auf Jesus Christus zu käme.«

Langsam schlenderten sie weiter und genossen das innige, inhaltvolle Schweigen. Worte brauchte es kaum. Sie verstanden sich so. Beide sannten über ihr Erlebnis nach.

»Weißt du noch, wie wir früher oft darüber sprachen?«, fragte Ulrich.

»Worüber?«

»Über unser Leben, wie es werden würde, wenn wir Kinder hätten, wenn wir sie großziehen, anleiten würden. Wie wir uns vornahmen, ihnen das Beste mitzugeben. Und wir haben es ja auch getan, wenigstens haben wir versucht, es zu tun. Die Schule, auch wenn sie für uns selbst anstrengend war. Die Flöten- und Klavierstunden, auch als wir sie uns in der Bauzeit kaum leisten konnten. Immer waren die Kinder gut angezogen. Jedes Jahr haben wir Ferien gemacht und ehrlich, manchmal haben wir dabei über unsere Verhältnisse gelebt. Aber sie sollten es gut haben. Ich glaube, wir haben nichts versäumt und versucht, ihnen alles Nötige zu geben. Du hast auf deine Berufsarbeit verzichtet, obwohl wir auch das Geld gut hätten brauchen können. Vieles wäre damit wesentlich leichter gewesen. Ein Zuhause, wie wenige es heute haben, haben wir den Kindern und uns geschaffen. Wir brauchen uns nichts vorzuwerfen.«

»Bis auf das eine«, focht Renate beim Weitergehen ein. »Das Vorbild im Verhältnis zum Herrn Jesus war dürftig, wenigstens in den letzten Jahren. Gott sei Dank sind sie ja

echte Christen, aber in dem Weiterführen in ein echtes Engagement in der Gemeinde, in ein lebendiges Verhältnis zum Herrn, da hat uns selbst ja ziemlich viel gefehlt. Unsere Proportionen haben sich verschoben und damit auch die Anleitung der Kinder.«

»Du hast Recht«, stimmte Ulrich zu. »Meinst du, sie nähmen uns noch den nötigen Kurswechsel ab? Und die Leute in der Gemeinde, denkst du, die erkennen uns wieder voll an, wenn wir uns eingliedern und wieder voll einsetzen?«

»Wir werden sehen! Wenn es bei uns echt ist und nicht nur momentanes Aufblitzen oder ein Strohfeuer ohne Nachschub, dann wird sich das zeigen und dann wird das auch sicher abgenommen.«

Die übliche Runde war mit dem letzten Wegstück am Sportplatz vorbei abgeschlossen. Nachdenklich sinnend, aber doch auch irgendwie belebt und erfrischt gingen die beiden nach Hause. Die Dämmerung war schnell in Dunkelheit übergegangen. Nur der Mond leuchtete über ihrem Weg umgeben von einer Fülle von Sternen.

Auf einen von diesen hindeutend sagte Ulrich:

»Siehst du den hellen Stern da? Manchmal, wenn ich allein war, stellte ich mir vor, dass dieser Stern mir entgegen käme. Er würde groß und größer, und plötzlich würde er dasein wie eine alles erhellende Sonne. Ich stünde mitten im Lichtkegel schutzlos, ohne Möglichkeit, mich zu verkriechen und müsste antworten. Denn aus dem Licht fragte mich eine unüberhörbare Stimme nach dem Sinn meines Lebens. Ich habe dem nie lange stillgehalten, es meist sofort abgeschüttelt. Jetzt aber will ich antworten, weil ich mich vor den Fragen gestern Abend genauso fühlte. Was, wenn der Herr Jesus heute noch käme? Lass uns gemeinsam antworten, Reni!«

Durch den Garten gingen sie ins Haus. Im Wohnzimmer machten sie es sich noch gemütlich. Nicht mit irgendwel-

chem Lesestoff in einem Sessel verkrochen wie sonst oder in den Fernseher gebannt starrend. Sie sprachen miteinander als hätte jemand eine Tür aufgestoßen. Sie sprachen über ihre Ehe. Sie sprachen über das große, neuentdeckte Geschenk, was Gott ihnen damit gemacht hatte. Sie fühlten und sprachen es dann auch aus, welchen unvergleichbaren Wert das einzigartige Du des andern für sie bedeutete. Sie begannen wieder zu ahnen, welche Zielvorstellung ihr Herr gehabt hatte, als er sie zusammengeführt, zusammengegeben hatte und auch, was aus ihren zwei Jahrzehnten gemeinsamen Lebens an Segen und Freude für sie und andere hätte entstehen können, wenn sie die ganze Zeit bewusster gelebt und als Ehepaar für den Herrn Jesus gewirkt hätten. Nicht als ob das nie da gewesen wäre, nein! Nur war dieses Wissen damals im Anfang zwar da gewesen. Sie hatten es genossen und auch als Auftrag empfunden. Aber dann ganz allmählich war es von dem Druck der Karriere und der allgemeinen Entwicklung ihrer Lebensverhältnisse überlagert und damit zum Teil verdrängt oder verschüttet worden. Und wenn es ihnen jetzt neu aufging, war es tiefer, reicher, geklärt. Sie wussten, dass Gott ihnen echtes Glück gegeben hatte und noch mehr geben wollte und empfanden es wieder dankbar. Glück in Liebe und Harmonie. Und doch waren sie damit mindestens in den letzten Jahren leichtfertig umgegangen. Hatten gespielt damit und es nicht sorgsam bewahrt und gepflegt. Irgendwie hatte jeder von ihnen die Liebe und Treue des anderen als selbstverständlich angesehen. Als eine Liebe, die halten müsse. Dass beides Mühe und Stütze sowie neue, bewusst gegebene und bewusst empfundene Impulse brauchte, war ihnen nicht recht bewusst gewesen. Wenn der Herr heute schon gekommen wäre, wäre es vor ihm beschämend gewesen, trotz aller noch bestehenden, echten Zuneigung und Liebe doch gewissermaßen nebeneinander gelebt zu haben. Und das wussten sie, dass sie

damit dem Alternativbild, das Gott mit der intakten, gepflegten Ehe von Christen planmäßig in die Welt gesetzt hatte, nicht entsprochen hätten. Nicht nur durch die förmliche Erfüllung der ehelichen Gemeinschaftsnormen, sondern durch eine aus der Liebe des Christus fließende natürliche, unverkrampft gelebte Liebe sollte das Zeugnis in den chaotischen Zuständen einer gottlosen Umwelt gelebt werden. Mindestens zu einem Teil war ihnen das abhanden gekommen. Zwanzig Jahre Ehe und »immer noch mit derselben Frau verheiratet«, so hatte einer von Ulrichs Freunden neulich gesagt; ist etwas Besonderes. Aber eben nicht nur das »Dass« des Verheiratetseins, sondern das »Wie«, das war für das Zeugnis als Christen wichtig. Das wurde gespürt von den Kindern, den Freunden und Bekannten und könnte zum Nachdenken treiben: Warum gelingt das bei denen denn so gut und bei uns so wenig oder gar nicht? Und das wieder würde Gespräche über den Glaubensgrund der Ehe möglich machen und über die gänzlich andere Lebensausrichtung.

In seltenen Stunden hatte man sich alles schon mal eingestanden. Aber offen voreinander ausgesprochen, provoziert durch den Anspruch eines wiederkommenden Christus, von dem man ja doch glaubte und bezeugte, dass er der Herr des eigenen Lebens sei, das war das Wunder dieses Abends.

Glücklich, die Schranke der Gleichgültigkeit und auch Verlegenheit durchbrochen zu haben, sprachen sie sich aus. Und es tat ihnen gut. Es eröffnete neues Vertrauen, erschloss neue Liebesreservoirs. Es machte ihre Ehe wirklich neu und jung und gab ihr den eigentlichen Richtungstrend zurück: Gemeinsam auf den Herrn zu!

Sie konnten und wollten wieder miteinander und natürlich auch am Tisch mit den Kindern oder eventuell Gästen lesen und beten, laut den Dank und die Bitten aussprechen. Sie konnten befreit planen, was sie korrigieren müss-

ten in der Ehe, Familie und der gesamten Umgebung, es war eine ganze Menge, das stand klar vor ihnen. Darüber wollten sie weitersprechen in den nächsten Tagen.

Seit dem Sonntag waren schon wieder vier Tage vergangen. Auch der Donnerstag hatte, wie eigentlich jeder Tag dieser Woche, sein gerütteltes Maß an Arbeit, Aufregung und Belastung mit sich gebracht. Und doch waren die Tage anders gewesen als sonst. Über ihnen lag ein anderes Licht, eine andere Stimmung. Vieles ging einfach leichter von der Hand. In den Herzen aller Familienmitglieder lebte eine erwartungsvolle Spannung, aus der sie sich gegenseitig immer wieder neue Impulse gaben. Nicht fieberhaft ermüdend, eher froh und fast neugierig auf das Heute lebte man miteinander.

Die kritische Haltung, aus der heraus Daniel zunächst mit einem »na-warten-wir-mal-ab,-wie-lange-das-hält«, reagiert hatte, hatte sich jetzt umgekehrt in eine volle Bejahung ihres neuen Kurses. Die distanziert skeptische Haltung, die mindestens manchmal auch bei den anderen bezüglich der Durchhaltekraft bestanden hatte, war geschwunden. Dass es überhaupt die ganze Familie ergriffen hatte und sich nicht nur auf den Vater oder die Mutter beschränkte, empfanden alle als eine gewaltige Sache. Im Gespräch untereinander war bei einer Reihe von Gelegenheiten vieles geklärt worden. Aufgebaute und angestaute Spannungen wurden abgebaut. Das, was man über lange Zeit als stillen Vorwurf im Herzen getragen hatte, war durch die ausgesprochene Bitte um Vergebung aus der Welt geschafft worden. Bitte um Vergebung, die früher so schwer gefallen war, wurde jetzt durch die Neubesinnung leicht. Alle hatten endlich einmal im Gespräch unter vier Augen, wo es nötig war, am Tisch oder wo auch immer sonst es sich ergab, abgeladen, was sie als Druck in und mit

sich trugen. Das waren durchaus keine reinen erquicklichen Zeiten gewesen. Aber sie hatten, weil man dabei auch den Takt wahrte, und weil das Mühen der Liebe deutlich wurde, die Luft geklärt, die Atmosphäre gereinigt. Es konnte das wieder wachsen, was vielleicht die nötigste Voraussetzung für Harmonie und Vorwärtsentwicklung ist: das Vertrauen zueinander, ohne das man sich bei jeder Äußerung, bei jedem Tun erst einmal gegen alle möglichen Deutungen absichern muss. Rund: das Wissen hatte sie alle gepackt, was sein würde, wie sie dastehen würden, wenn der Herr Jesus heute noch käme. Und sie wurden wach, schafften Platz und Bahn in ihren Herzen. Kellers, ihre Freunde, hatten es genauso gespürt wie die Arbeitskollegen allgemein oder die Schulkameraden und Freunde. Es war zu merken an Gesprächsausführungen wie im Handeln. Und die schönste Reaktion auf ihr banges inneres Fragen: Die Änderung wurde auch von den anderen Gemeindegliedern angenommen. Nicht dass man es als eine plötzliche Euphorie, als eine schnell vergängliche Stimmung ohne Konsequenzen abgetan hätte. Und darüber waren Richters froh und empfanden es als eine Bestätigung von Gott.

Nun kann man Wirkungen des Wortes einer Verkündigung ja manchmal nur wenig konkret fassen. Aber Richters meinten, den eigenen ähnliche Reaktionen auch bei manchen anderen Mitchristen entdeckt zu haben.

Wie immer üblich waren auch dieses Mal in den verschiedensten Häusern ziemlich rege, fast heiße Diskussionen über die Folgen der Entrückung bei den anderen zurückbleibenden Menschen entstanden. Da hing man Äußerungen nach, die fast ans Phantastische grenzten und obwohl durchaus vorstellbar, letztlich doch in den Bereich der Spekulation gehörten. Man stellte sich vor, wie ein gläubiger Pilot plötzlich weg war und sein Flugzeug steuerlos dahintreiben würde, bis es endlich abstürzte. Von Schiffskapitänen und Lokführern, von Auto- und Motorradfahrern

sprach man ebenso und von den furchtbaren Folgen, die die plötzliche Entrückung dieser wiedergeborenen Männer und Frauen dann für die anderen haben würde. Von Eltern, die plötzlich kinderlos, oder von Kindern, die plötzlich elternlos sein würden, war die Rede. Man sprach von ausbrechenden Versorgungskrisen und dem überraschenden Abbrechen notwendiger Informationsflüsse, weil die Verantwortlichen eben nicht mehr dasein würden. Die Zeitungen und elektronischen Medien wären voll von Bildberichten und Nachrichten über Unglücke, geheimnisvolle Entführungen und unerklärliche Ereignisse. Von den überraschten Hinterbliebenen, die plötzlich Erben wurden und staunend vor manchen Reserven stehen würden, die die Gläubigen gesammelt hatten, war schon weniger die Rede. Verständlich, weil das ja etwas peinlich ist, vom Himmel so viel geredet zu haben und auf der Erde so sicher versorgt gewesen zu sein.

Noch weniger aber sprach man von dem schrecklichen Entsetzen derer, die das Evangelium gehört und ihm doch nicht gehorcht hatten. Die Hölle der Selbstvorwürfe, der Kreis des furchtbaren »hätte ich doch damals ...« würde sie gefangen halten.

Und eben Letzteres war so wenig verständlich. Hätte das nicht wirklich alle, auch die Letzten hochreißen müssen, die die Folge der Verdammnis, aber auch das Heil kannten? Hätte das nicht zum überzeugenden Evangelisieren drängen müssen?

Ulrich, der Bernd schon am nächsten Tag wieder traf, wurde von ihm mit der offenen Frage nach seiner Meinung über die gehörte Predigt konfrontiert.

Froh, innerlich offen antworten zu können, sprach er von der Wirkung bei ihm, bei Renate und den Kindern. Und Bernd bestätigte Ähnliches aus seinem Haus.

»Aber«, meinte Ulrich, »jetzt müssen wir erstmal noch viel Schutt wegräumen. Wir merken jeden Tag neu, wie

viel sich da unbemerkt angesammelt hat. Weißt du«, sagte er mit einem entschuldigendem Lächeln, weil er nicht wusste, ob sein Freund das verstehen würde, »wir haben gemerkt, dass wir uns auf eine ganz andere Denkrichtung zunächst mal wieder einstellen müssen. Wenn die wieder in Ordnung ist, dann fallen die Konsequenzen wie reife Früchte fast nebenbei ab.«

Irgendwann in den letzten Tagen war ihnen das deutlich geworden. »Bekehrt«, so hatten sie mehrmals gelesen, in Kapitel 1, Verse 9 und 10 des 1. Thessalonicherbriefes, »von den Götzen weg, um Gott zu dienen und seinen Sohn aus den Himmeln zu erwarten.« Bei »bekehrt« hatten sie innerlich entlastet ein Ja gesagt und meinten es durchaus ernst. Aber die Folge von »den Götzen weg«, das war echte Kehrtwendung, andere Lebensbewegung, gegründet eben auf eine andere Denkrichtung und auf ein anderes Ziel zu, nämlich zu dem lebendigen Gott hin.

Und dann hatten sie sich gegenseitig geholfen mit der Frage nach den persönlichen Götzen. Wo steckten sie? Was waren diese Götzen? Das hatte sie auf eine Entdeckungsreise gebracht, die für jeden von ihnen anders aussah und natürlich auch andere Ergebnisse brachte. Aber dass das so drastisch und oft deutlich würde, das machte ebenso betroffen wie froh und leicht.

Antwort in der Tat

Die andere Denkrichtung

Ulrich saß mit seiner Frau am Kamin. Etwas Wärme konnte man jetzt abends durchaus schon brauchen. Das Gespräch bewegte sich wieder in den Bahnen der Vortage.

Nur stieß man immer wieder in die Details. Heute sprachen sie gerade über die Notwendigkeit der Änderung im Denken über ihre Berufsarbeit. Oft hatten Renate und Ulrich davon gesponnen, wie es sein würde, wenn die Kinder groß wären und die unmittelbare und ständige Fürsorge der Mutter nicht mehr so nötig brauchen würden. Dann wollte Renate wieder in ihren Beruf, an dem sie hing, zurückgehen. Sie war Apothekerin. Damals war es ihr schon schwer genug gefallen, auszusteigen, als sich ein Jahr nach der Hochzeit das erste ihrer Kinder anmeldete. Aber sie hatte es getan, weil ihr klar geworden war, dass die erste Aufgabe der Frau die Kinder und die Familie wäre. In der Gemeinde hatte es ihr damals einer der Ältesten gesagt und die gewöhnte Verkehrung der Verhältnisse ins Gegenteil heute als einen planmäßigen Angriff des Teufels gekennzeichnet, der die Familie zerstören, den Kindern die Nestwärme rauben und sie orientierungslos aufwachsen lassen wolle. Dann würden sie umso leichter seine Beute werden.

Viele ihrer Glaubensgenossinnen hatten das auch gehört, aber die Aussage als persönliche Meinung des Bruders bezeichnet, die heute doch überholt sei. Sie selbst hatte dem Wort gehorcht und die Entscheidung im Laufe ihrer Hausfrauenjahre als richtig bestätigt gefunden. Die Mutter zu Hause, das bedeutete Geborgenheit für die Kinder. Und das waren unaufgebbare Voraussetzungen für die Harmonie der Familie und die Ungestörtheit der Entwicklung im Kindesalter.

Immer aber kam es wie ein Traum bei ihr auf:

Wenn ich mal soweit bin, dann kann ich wieder im Beruf stehen. Geradezu drängend und gefährlich war dieser geworden, als die finanziellen Verpflichtungen des Hausbaus sich wie ein Alibi für eine Durchbrechung ihrer bis dahin konsequenten Haltung angeboten hatten. Aber Ulrich und sie hatten durchgehalten, auch wenn dazu durchaus nicht immer geistliche Gründe geführt hatten. Sie hatten auf das mögliche Einkommen verzichtet und sich mit weniger an »Lebensqualität«, wie man das anpries, beschieden.

Es musste ja nicht unbedingt so gebaut werden, wie »man« oder alle das machten. Es ging durchaus auch einfacher und damit erstaunlich preiswerter. Luxuriöse Angebote pflegten die Träume. Aber sie waren sich dann beide in zeitlich fest anberaumten Bilanzstunden einig: Manches muss und soll Illusion bleiben. Spielen mit den Gedanken der Erfüllung aller Wünsche macht abhängig. Die »Lebensqualität« eines Christen soll wirklich anders aussehen. Ist hier nicht eine Position des Andersseins der Christen anzusetzen?

Und dennoch, Daniel hatte jetzt bald das Abitur. Bettina war auch nicht mehr weit davon entfernt. Jetzt rückte der Traum der Berufsarbeit Renates wieder in erreichbare Nähe. Schon manchmal hatte sie sich gesagt: Bald hast du wieder mehr Sinn und Erfüllung in der Arbeit. Bald hast du wieder eigenes Geld und brauchst keinen mehr zu fragen, wenn du Wünsche hast. War das nicht verständlich und natürlich?

»Ganz sicher«, hatte ihr Ulrich geantwortet auf ein vorsichtiges Antippen des Themas im Gespräch. Und man merkte ihm wirklich an, dass er nicht nur Verständnis für sie hatte, sondern auch, dass er ihr gern mehr gegeben hätte, es aber nicht konnte.

Jetzt, bei der Grundsatzkorrektur stellte sich auch diese Frage wieder neu.

Und was Ulrich anging, auch er hatte den stillen Wunsch gehabt und gehegt, dann, wenn die Kinder unabhängiger waren, mit seiner Frau das Leben etwas mehr zu genießen. Eine Zeit lang waren Reiseprospekte mit Angeboten nach möglichst weiten und fernen Ländern seine heimliche Lieblingslektüre gewesen. Verborgenen gelesenen reichten sie völlig aus, um einen festen Plan für die Traumreisen entstehen zu lassen.

»Muss ich wohl wohl darauf verzichten«, fragte er eben halblaut Renate, tiefsinnig, aber nicht traurig in die glimmende Glut des Feuers starrend.

»Worauf?«, fragte sie zurück.

»Auf den Traum vom anderen Leben, vom Leben, das stärker von den Kindern gelöst mit dir gelebt werden sollte.«

Jeder hatte in den letzten Augenblicken seinen Gedanken nachgehungen. Aber durch die halblaute Frage Ulrichs war das eigentlich sie bewegende Thema plötzlich wieder voll da.

»Ich meine, dass der Herr das nicht von uns fordert«, entgegnete Renate und kuschelte sich in dem weichen Sessel zurecht. »Aber die andere Denkart unter unserem neu entdeckten Lebensmotto ›was, wenn er heute noch käme?‹, die sollte schon korrigierend bei uns wirken. Sie sollte manche Verschiebung der Stufen in der Dringlichkeitseinordnung bewirken. Was bei dir und mir eben noch ganz weit vorn stand, rutscht vielleicht dann weiter nach hinten. Und umgekehrt, was von uns als recht spät nötig eingebaut war, muss vielleicht plötzlich sehr weit vorn stehen und vieles andere verdrängen.«

»Ich dachte eben über meine Wünsche nach. Ich wollte doch zu gern bald wieder in den Beruf zurück. Du weißt, wie ich ihn liebe. Vielleicht kannst du das nicht verstehen, Uli; natürlich wäre ich auch froh, wieder über eigenes Geld verfügen zu können. Du warst immer großzügig, aber was

ich meine, ist etwas ganz anderes. Vor allem aber ging es mir um eine neue, den sich verändernden Familienverhältnissen angepasste, sinnerfüllte Lebensgestaltung. Nicht immer nur Haushalt, Wäsche usw. Wie sieht das jetzt aus?«

»Ich glaube, das sieht dabei ganz ähnlich aus, wie mit meinen Wünschen und Träumen.«

Ulrich lehnte sich zurück, nachdem er vorher gespannt den Worten seiner Frau zugehört hatte.

»Ich finde«, sagte er, »wir sollten mit Bernd und Rita mal darüber sprechen. Schlüssig müssen wir uns natürlich selbst werden, aber vielleicht haben sie eine Idee, wie man darüber biblisch denken muss.«

Renate war einverstanden und am nächsten Abend saß man nun zu viert im Kreis in ein reges Gespräch vertieft.

Bernd und Rita waren nur unwesentlich jünger. Früher hatte man sich sehr gut verstanden und auch gegenseitig oft besucht. Manches gute Gespräch hatten die vier damals miteinander geführt, und eine Menge von guten Anregungen für ihr Leben und auch das der Gemeinde war dabei entstanden. Letztere hatten sie teilweise sogar gemeinsam in die Tat umgesetzt. Nur in den letzten Jahren hatten sie sich entfremdet, den Kontakt verloren in dem Maße, wie Ulrich mit seiner Familie zu Randsiedlern in der Gemeinde geworden war. Bernd und Rita hatten, das war in ihrem Herzen oft wie ein Selbstvorwurf aufgetaucht, den Kontakt auch nicht mehr so gesucht, wie es vielleicht nötig und hilfreich gewesen wäre. Aber wer dringt schon gern in den Privatbereich eines anderen ein, zumal wenn man bei zaghaften Annäherungsversuchen ein wenn auch verbrämtes, so doch unverkennbares »Nein danke« hört.

Umso froher waren jetzt Kellers gewesen, als Renate sie abends zuvor für heute eingeladen hatte. Nichts Großes, einfach wie früher sollte es noch einmal werden, hatte sie gewünscht. Ulrich hatte die ersten Verlegenheitsminuten mit dem offenen Eingeständnis überbrückt, dass bei ihnen

allen die Predigt vom letzten Sonntag tiefen Eindruck gemacht hätte. Sie wollten ihr Leben einer nötigen Korrektur unterwerfen und seien in diesen Tagen mitten darin.

»Und jetzt hätten wir gern einmal euren Rat in einer Frage, die uns gestern im Gespräch beschäftigte.« Ulrich erklärte den Stand der Diskussion und schloss mit den Worten:

»Eigentlich, so ist uns klar geworden, ist das Ganze ein Problem von gewaltigem Umfang. Wir sprechen vom Beruf, dem Mühen darin, dem Willen zum Vorwärts kommen. Ist das denn alles für wartende Christen tabu?«

»Glaube ich nicht«, meinte Bernd, »jedenfalls habe ich es nie so gesehen. Neulich sprachen wir unter den Brüdern der Gemeinde über diese Frage. Es ging um die Mitarbeit dort. Und da haben wir natürlich auch keine Patentantwort gefunden. Aber der Grundsatz der Bibel wurde uns klar. Und das ist die Frage: Warum will ich im Beruf arbeiten und nach vorn kommen? Will ich es, um etwas entsprechend meinen Anlagen und Kenntnissen zu leisten, dann bin ich sicher auch nach Gottes Willen richtig. Will ich es aber, um möglichst schnell viel Geld zu verdienen, um mir Macht und Einfluss zu verschaffen, um mir möglichst viel leisten zu können, um Selbstbestätigung zur Pflege meines Ich-Bewusstseins zu haben, dann wird das Anliegen ebenso sicher zweifelhaft. Jedenfalls liege ich dann nicht mehr im Sinne des Wortes: ›Die Gottseligkeit mit Genügsamkeit ist ein großer Gewinn.« Wir meinten im Gespräch, dass das doch wohl ein ganz selten eingehaltenes Maß sei, auch bei uns.« »Das denke ich aber auch«, focht Renate ein. »Blockiert das aber denn nicht jedes Streben nach vorn oder oben, jede Weiterentwicklung?«

»Nicht unbedingt«, ging Bernd darauf ein. »Denken wir doch mal praktische Fälle durch:

Uli und ich sind ja in der gleichen Firma. Natürlich sollen wir unser Bestes in der Berufsleistung geben, gerade als

Christ. Aber dann kommt meinerwegen plötzlich die Möglichkeit, durch noch mehr Arbeitsübernahme sowohl zusätzliches Geld zu verdienen, das man immer brauchen kann, wie auch sich die besondere Gunst des Chefs zu erwerben. Dass das über das Maß der Norm und auch über die Kraft hinausgeht, ist uns dabei klar. Aber selbst wenn wir das vielleicht noch in Kauf nehmen, ist es dann noch zu vereinbaren mit dem, was ich sonst noch im Leben an Aufträgen habe? Kann ich dann noch ehrlich Dienst für Gott tun? Oder beschneide ich ihn und sein Werk um den von ihm eigentlich eingeplanten, mit meinen geistlichen Gaben zu leistenden Beitrag? Die berühmte Sache mit der Gottseligkeit und der Genügsamkeit ist nach meinem Verständnis nur zu erreichen durch ein geheimnisvolles Mittel, nämlich den bewussten Verzicht, Verzicht auf mehr haben und mehr sein. Das ist sicher ein Reizwort, aber ganz sicher stimmt es.«

Alle vier waren, vorsichtig gesagt, recht munter geworden bei dieser Argumentation. Weil man selbst betroffen war, konnte man nicht gleichgültig oder ruhig bleiben. In dem Gemeindeggespräch neulich war es genauso gewesen. Ganz hoch war es hergegangen, weil da jeder betroffen und gefragt war. Und Bernd fühlte sich ja auch keineswegs als das Maß aller Dinge oder als der weise Berater.

»Was würden sie wohl sagen, wenn sie wüssten, wie sehr mir das selbst zu schaffen macht? Bei mir ist das doch auch nicht ausgestanden, ist das doch keine abgeklärte Weisheit«, ging es ihm durch den Kopf. Und so gestand er es ihnen auch ein:

»Du weißt Uli, dass das bei mir in der Firma längst nicht immer so ist. Das ist für mich kein bewältigtes Problem, erledigt, fertig oder vorbei. Immer neu versuche ich es im Gebet durchzustehen, ehe ich mich zu einem konkreten Schluss im Einzelfall durchringe. Und so wird es sicher bei jedem Christ sein, wenn er den Willen Gottes für sein

Leben ernst nimmt und die Wartehaltung auf den kommenden Herrn verwirklichen will.«

»Oder stellt euch Walter vor.« (Walter Reimers war auch Glied der Gemeinde, ein außergewöhnlich tüchtiger Architekt). »Sicher könnte er durch Übernahme zusätzlicher Arbeit sein Büro vergrößern und mehr Geld machen und, und, und. Aber das würde ihn auch noch stärker belasten und ihm Zeit und Kraft wegnehmen, die er jetzt für die Belange der Reichsgottesarbeit in der Gemeinde einsetzt. Oder, wie er mir neulich erzählte, es wäre für ihn leicht, an manche Aufträge zu kommen, wenn er sich den üblichen Gebräuchen anschließen würde: Einladungen, Partys, Schmiergelder, große Geschenke usw. Aber er verzichtet darauf, um ein unbelastetes Gewissen und seinen inneren Frieden zu behalten. Das muss nicht immer und überall so sein, ist aber meist so.«

»Ich glaube, das Paulus-Wort von der ›Genügsamkeit‹ stimmt«, warf Renate in das Schweigen ein, das sich nach Bernds Worten ausgebreitet hatte. »Wir reagieren an der Stelle nur so allergisch, weil es uns selbst trifft, vielleicht sogar am wundesten Punkt unseres Lebens. Es bringt uns auf die Palme, weil es uns die Grenzen der selbstständigen Verfügbarkeit über unsere Kraft und Zeit zeigt. Ich kann als Christ einfach nicht so tun, als könne ich nur nach meinen Vorstellungen, meine Kraft und meine Zeit einsetzen. Ich bin zwar vor Gott frei in der Verfügung, aber, wie sagte das kürzlich jemand: ›Ich bin frei, meine Freiheit nicht für mich ausschließlich zu gebrauchen.‹ Wie haben wir denn in der Gemeinde oft gesungen und versprochen:

*Ich bin nicht mehr mein eigen; seit Christus für mich
starb,
will ihm die Knie ich beugen, der Leben mir erwarb.
Wenn stets zu ihm ich käme, der tief erquicken kann,
aus seiner Fülle nähme; wie selig wär ich dann.*

Oder:

Nimm mein Leben!

Jesu, dir übergeb ich's für und für!

Nimm Besitz von meiner Zeit,

jede Stund' sei dir geweiht!

Und ihr kennt ja selbst alle die anderen Aussagen, die in dem Lied gemacht werden: »Nimm meine Hände an, nimm die Stimme, nimm mein Gold und Silber hin, nimm die Kräfte, den Verstand, nimm Herr meinen Willen du«, und, und, und. Wenn wir das sangen und dabei nicht gelogen haben, wenn wir das wirklich beim Singen ernst meinten und auch ernsthaft in die Tat umsetzen wollen, wird es zum Problem dadurch, dass wir unseren Willen und unsere Meinung dagegen setzen und damit nach den tolerierbaren Grenzen fragen.«

»So ganz einfach«, meinte Rita, »ist das jedenfalls nicht! Aber zugegeben, man kann es schwierig machen und problematisieren, aber auch leichter machen, je nachdem man sich auflehnt oder sich einfüllig hingibt. Eins ist hingegen sicher: Man kann uns, wenn wir wirklich auf den Herrn Jesus kompromisslos Wartende sind, sehr oft im Leben kaum von den Menschen ohne Jesus unterscheiden, weil wir genauso leben und handeln wie sie. Wenn Gott mit den Seinen wirklich das andere betonen oder zeigen wollte, wie Leute aussehen, die auf ihn warten, kann er sich mit uns meist nur blamieren. Oder fühlt ihr euch ganz praktisch als Wegweiser?«

Das Gespräch stockte. Keiner mochte antworten. Tief innen wussten sie, dass das dann fast überheblich gewesen wäre. Einer Antwort entthob es sie dadurch allerdings nicht. Aber die musste wohl jeder persönlich geben und vielleicht auch gemeinsam als Ehepaar.

Ulrich stocherte im Feuer des Kamins und Renate füllte die Gläser neu.

Bernd reckte sich und sagte ganz entspannt:

»Wir freuen uns jedenfalls von ganzem Herzen, dass wir mal wieder so mit euch reden konnten. Das hat richtig gut getan! Lange haben wir es vermisst und dann noch über so ein wichtiges und drängendes Thema.

Rita geht es übrigens auch so wie dir, Reni. Oft haben wir uns damit befasst: Was, wenn die Kinder groß sind und ihr Frauen unabhängiger seid? Wir glauben, dass die Frage des Geldverdienens ja während der Zeit, wo die Kinder noch auf die Mutter warten, klar ist. Da gehört die Mutti einfach ins Haus und nicht nach draußen, wenn es wie meist nur darum geht, durch das Mitverdienen den Lebensstandard zu sichern oder gar zu erhöhen. Wir beide glauben, dass das nicht mit Gottes Willen vereinbar ist. Auch eine gute Oma ersetzt die Mutter nicht voll. Allerdings hat man uns oft entgegengehalten, man wolle das nur so lange, wie die Bauschulden drücken. Dann haben wir zurückgefragt, ob man das nicht vorher gewusst hätte und man eben nicht so teuer und aufwendig hätte bauen müssen, oder ob Bauen überhaupt sein musste. Das hat uns dann oft Schläge eingebracht.

Aber jetzt mal zu hinterher, wenn die Kinder größer sind. Wir können uns, wenn wir auch nicht ganz soweit sind wie ihr, durchaus vorstellen, dass dann Rita wieder arbeitet. Nur ist die Frage wie und wo. Wir denken, und jetzt kommt etwas, was ganz und gar gegen den Trend des Denkens unserer Zeit geht, dass es eigentlich normal wäre, auch neben der Hausarbeit wieder im Bereich der Gemeinde, im Rahmen der Arbeit des Reiches Gottes, in der Hilfe bei anderen, die mehr als reichlich bestehenden Wirkungsmöglichkeiten für Frauen zu sehen. Wie viel Not liegt da offen und versteckt.

Kranke und Alte müssen gepflegt werden. Einsamen kann man leicht etwas Freude durch einen Besuch oder eine praktische Hilfe ins Zimmer bringen. Und dann sind da

die jungen, bei mehreren Kindern oft überlasteten Mütter, denen es ganz gewiss eine Wohltat wäre, ihnen mal, wenn auch nur kurze Zeit, die Kinder zu versorgen. Ist es denn richtig, wenn in einer Gemeinde solche Arbeit nur bezahlten Kräften überlassen bleibt?

Sicher doch nicht! Muss man denn immer für Geld arbeiten, wenn es nicht für den Lebensunterhalt unbedingt gebraucht wird? Oder ist Arbeit nur sinn- und wertvoll, wenn sie bezahlt wird? Sollten wir schon in unserem Denken so vergiftet sein, dass das die Norm unseres Denkens wäre?

Wir meinen jedenfalls, dass wir als Christen da andere Maßstäbe hätten, und je mehr wir da anders als gewohnt denken und handeln, dürfen und sollen wir als Unterschiede zu den »anderen« profiliert in Erscheinung treten und auf diese Weise Zeugnis für Gottes ursprüngliche Absichten sein.«

»Also, in gewissem Umfang«, meinte Ulrich, »fließende Grenzen! Starre Formen und Forderungen gibt es da nicht. Aber Wartende unterscheiden sich. Und wenn Gelddenken und Machtsucht, Sicherheitsstreben und Geltungsdrang die neuralgischen Punkte der Menschen halt sind, dann ist sicher für uns das Anderssein als Christen gerade an der Stelle nötig. Jeder steht und fällt aber da seinem eigenen Herrn. Nur, wir haben es gemerkt, wie es uns traf, als wir plötzlich da im Scheinwerferlicht des Wortes der Bibel standen: Je näher man dem Herrn ist, und wir waren relativ weit weg geraten, desto deutlicher wird sich die Dienstgesinnung und Wartehaltung bei uns zeigen im ganz praktischen Alltag. Und das war dürrtig bei uns. Aber wir wollen es ändern! Das Wie dazu wollen wir uns von oben erbitten.«

Der Abend ging bald zu Ende und die vier beteten noch zusammen.

Sicher hat es den Herrn Jesus gefreut, als er in den Herzen den echten Wunsch und die aus der Liebe stammende Sehnsucht nach seinem baldigen Kommen las und es auch

ausgesprochen hörte: Herr Jesus, komm bald! Auf die Vielzahl von unangesprochenen Fragen, was denn wohl alles bis dahin noch zu tun sei, wollte er gern Klarheit schaffen.

Ganz anders handeln

Die Tage vergingen wie im Fluge; nicht, als ob Richters nicht am Leben teilgenommen hätten oder ausgeklammert gewesen wären. Sie waren voll da, arbeiteten wie gewohnt, besuchten die Schule, sprachen mit Freunden und lebten wie üblich.

Nur etwas hatte sich geändert, und hätte man sie gefragt, so hätten sie kaum gewusst, das in einer Antwort konkret zu fassen: Es lag wie eine veränderte Grundeinstellung über ihrer aller Leben. Nicht so, als ob sie sich plötzlich wie Heilige betragen hätten. Jeder von den Vieren hätte das auf Befragen ganz und gar von sich weggeschoben. Aber eins wollten sie und das mit ganzer Konsequenz und Deutlichkeit: Sie wollten von nun an lesbare und unübersehbare Wegweiser auf ihren Herrn und Heiland sein, Menschen, die für Gott nützlich und dem Nächsten hilfreich sind. Und das war ihnen abzuspüren. Bei jedem persönlich war etwas neu geworden unter dem Wort vom wiederkommenden Christus und drückte sich auch in ihrem Verhalten aus. In ihrem gemeinschaftlichen Leben konnte man fast fühlen, wie sich da die Haltung gewandelt hatte. Und alle waren sie glücklich darüber, innerlich zufrieden, echt motiviert.

Heute war wieder Samstag. Gartenarbeitstag. Mit manchem Knurren hatte sich die junge Generation meist nur daran beteiligt. Helle Begeisterung herrschte jetzt allerdings auch nicht. Und doch nahm man anders als sonst die Arbeit auf.

Die kritische Stelle beim Rasenmähen und bei der Staudenpflege war immer die Grenze zum Nachbarn gewesen.

Seit Herr Maier, ungewollt von Richters belauscht, einige abfällige Bemerkungen über deren Arbeitsmethoden und deren Arbeitsergebnisse seiner Frau gegenüber gemacht hatte, war das Verhältnis zu ihm höchstens noch als abgekühlt bis gespannt zu bezeichnen. Zu etlichen Reibe-
reien war es dann sogar über das schmale Streifchen mit Rosen gekommen, das den vorderen Teil der gemeinsamen Grenze markierte. Und das kleine Stückchen Rasen weiter hinten mitzumähen bei der eigenen Mäherei, war sicher keine besonders große und anstrengende Mühe. Aber nach den ersten ärgerlichen Reaktionen erschien es als unzumutbare Belastung, dieses Gartenstück auch dann zu pflegen, wenn man nicht an der Reihe war.

Jetzt hatte sich das offensichtlich geändert. Denn ohne weitere Aufforderung fuhr Daniel mit dem Mäher auch über dieses Stück Garten. Und als dann Bettina, die mit der Grasschere die Ränder zu kappen hatte, das dort auch noch tat, erschien ein erstaunter Herr Maier hinter den Sträuchern mit der Frage, was denn los sei.

»Gar nichts«, rief Daniel, »ich hatte eben Lust dazu!«

»Ach, wissen sie, Herr Maier«, ergänzte Bettina. »Wir haben uns so oft darüber gestritten, wer das Stück zu schneiden hätte und haben auch, wenn unsere Eltern meinten, wir sollten doch nicht so kleinlich sein, auf dem vereinbarten Recht der abwechselnden Pflege bestanden. Aber ganz ehrlich«, sagte sie und blickte ihn durch verschwitzte Haarsträhnen leicht verlegen an, »wir denken jetzt nicht mehr so. Wir wollen es jetzt immer machen, wenn es Ihnen doch schwerer als uns fällt.«

»Woher denn diese plötzliche Meinungsänderung?«, stieß Herr Maier nach, der noch irgendwo eine Falle vermutete.

»Och«, meinte Betti, »wir haben uns diese Woche über die Bibel unterhalten. Vorigen Sonntag hörten wir eine Predigt über das Wiederkommen des Herrn. Zum Schluss traf

uns die Frage des Redners, was denn sein würde in unserem Leben und Verhalten, wenn wir wirklich damit rechneten, dass der Herr Jesus z. B. heute schon wiederkommen würde. Und als wir darüber nachdachten, erschien es uns dumm und falsch, auf unserem Recht selbst in so kleinen Dingen zu bestehen. Auch da bei Ihrem Rasenstreifen. Dani und ich sind da einer Meinung.«

Die erstaunt gehobenen Augenbrauen Herrn Maiers senkten sich. Er wusste nichts zu sagen, als ein kurzes »So, so«, und dann fügte er ein leises, fast verlegenes »Danke« an. Im Grunde ratlos zog er sich zu seiner Frau auf die weiter entfernte Terrasse zurück.

Betti hatte die Szene schon fast vergessen, als Frau Maier etwas später mit zwei Apfeltaschen im hinteren Teil des Gartens erschien und diese ihr mit einem freundlichen »Dankeschön« fast verlegen überreichte. Weiter zu sagen wussten beide in diesem Moment nichts. Aber das war ja auch nicht nötig. Auch Daniel war überrascht, als ihm Bettina ein Stück des Gebäcks abgab. »Sollte das ein Versöhnungsgeschenk sein?«, murmelte er fragend. »Komisch, dass so kleine Sachen derartige Folgen haben können. Vielleicht ist es schon ein Ergebnis davon, dass wir anders leben und denken wollen.« Und Bettina meinte das auch.

Eine Frage zieht Kreise

Besuch bei Tante Charlotte

Renates Tante, Charlotte Reinertshagen, war seit etwa zehn Jahren Witwe. Als Ehefrau eines wohlbestallten Oberamtmanns bei der Stadtverwaltung hatte sie von jeher das Musterbild einer Beamtenfrau abgegeben. In den letzten Jahren allerdings hatte sie sich durch die Witwenschaft und ihr Alter verändert. Sie lebte recht zurückgezogen in Erinnerungen, und wenn Sie mal eine Ausnahme machte und zu Besuch kam, konnte man das fast schon als einen besonderen Gunstbeweis werten, den sie sich nach langem Nachdenken abgerungen hatte und den sie dann natürlich auch entsprechend gewertet wissen wollte. Streng in ihren Anschauungen, korrekt an Vorbildern vergangener Zeiten orientiert, eine Frau, die sich nichts vorzuwerfen hatte, so war die Tante. Und so besuchte sie auch die Gemeindestunden. Was sie oft allerdings fast unausstehlich erscheinen ließ, war ihre betonte Ichbezogenheit. Wehe dem, der sie einmal übersehen und ihr einen Gruß vielleicht versehentlich verweigert hatte. Wehe dem, der sich, wenn auch aus Platzmangel, vielleicht einmal auf ihren Stuhl in der Reihe gesetzt hatte. Und wenn sie dann mit Blick und Wort einen Verweis erteilte, hatte man den einfach anzunehmen. Wenn nicht, wurden solche »unehrerbietigen Leute« abqualifiziert. Wer ihrer Ansicht nach über ihren »verstorbenen Seligen« eine kritische Meinung äußerte, war von vornherein bei ihr unten durch. Und kein Wort von dem, was zu seinen Lebzeiten über ihn gesagt worden war, absolut gar nichts von all dem, was man ihm angetan hatte, vergaß sie. Jederzeit stand dieses Wissen abrufbereit in ihrem Gedächtnis zur Verfügung. Ob man es hören wollte oder nicht, bei Besuchen erscholl nur sein Loblied und neuerdings auch das ihres eigenen Lebens und Wirkens. Wirklich eine

»liebenswerte Frau«, Mitbürgerin und Christin, die ihrer Umwelt manches zu tragen aufgab.

Bettina und Daniel hatten immer etwas Angst gehabt, wenn sie zum Geburtstag oder zu Weihnachten mit Blumen und einem kleinen Geschenk im Auftrage der Eltern bei ihr gratulieren mussten.

»Wenn sie sich nur nicht selbst so wichtig nähme«, meinte Bettina, als ihre Mutter ihr einen Blumenstrauß in die Hand drückte und sie bat, Tante Charlotte zum Geburtstag zu gratulieren und zu grüßen. »Vielleicht ist es heute gar nicht so schlimm.« Daniel hatte sich rechtzeitig verzogen.

Es war nicht ganz so schlimm, wie Bettina befürchtet hatte. Tante Charlotte war in gnädiger Stimmung, nahm huldvoll die Geburtstagswünsche samt den Blumen an, stellte diese in eine Vase und bot bereitstehende Plätzchen und ein Glas Saft an. Dabei kam sie aber schnell auf die anderen in der Gemeinde zu sprechen. Auch von dem Vortrag vom letzten Sonntag war die Rede und wie die Zuhörer das wohl aufgenommen hätten; ob sie sich danach wohl richten würden? Sie habe das ja schon immer gesagt, auf die Verweltlichung hingewiesen. Man sehe es ja und brauche keine besondere Brille dazu, um zu erkennen, wohin es führe, wenn die Bibel nicht mehr die Richtschnur des Lebens sei.

Es wurde eine lange Ansprache und Bettina hörte wohl oder übel geduldig zu. Bis es ihr plötzlich durch den Kopf ging, ob denn die Tante das Schöne und die Freude der gehörten Botschaft wohl völlig überhört habe? Ob sie wohl gar nichts von der Dringlichkeit der Hoffnung mitbekommen habe? Natürlich hatte sie Recht mit den Hinweisen auf viele nötige Korrekturen. Aber mussten die denn so gesetzlich betont und erzwungen werden? Mussten sie nicht vielmehr aus der Liebe zum Herrn und als Dank für Golgatha entstehen? Würden sie vor allem nicht Folge des Wissens sein: Jesus kommt bald wieder?

Erschreckt hörte sie in ihre abschweifenden Gedanken

hinein die Frage der Tante:

»Und wie hat es dir denn gefallen, Betti?«

»Och, ganz gut«, stotterte sie und riss sich zusammen. »Ich habe viel darüber nachgedacht, und wir haben auch zu Hause gemeinsam das Thema besprochen. Ich glaube, bei uns hat sich einiges verändert seit Sonntag. Wir alle, Vater, Mutter, Dani und ich, haben gespürt, dass wir ganz persönlich, jeder einzeln, gemeint waren und in unserem Leben einiges zu korrigieren hatten. Weißt du, Tante Charlotte, wir konnten der Frage nicht mehr ausweichen: Wie stünden wir denn da, ganz persönlich, wenn Jesus heute wiederkäme? Darauf möchten wir jetzt richtig antworten.«

Sie fing an, wieder verlegen zu stottern, fasste endlich Mut und fragte dann hochrot im Gesicht: »Wie hat das, was wir hörten, denn auf dich gewirkt, Tante Lotte? Meinst du, du müsstest dich auch ändern?«

Am liebsten wäre Bettina in den Boden versunken, dass ihr diese Frage herausgerutscht war. Niemals hätte sie vorher geglaubt, dass sie den Mut dazu mal aufbringen würde. Aber wenn sie erwartet hatte, dass jetzt ein Gewitter über sie hingezogen wäre, war sie restlos überrascht von Tante Charlottes Reaktion. Kein Gewittersturm der Selbstrechtfertigung, keine empörte Entrüstung, obwohl man billigerweise etwas davon durchaus hätte erwarten müssen. (Kein Kind stellt solch eine Frage einer alten Frau.)

Charlotte Reinertshagen antwortete lange gar nichts. Es arbeitete in ihr, das konnte man merken und an ihrem Gesicht ablesen. »Ja«, sagte sie dann nach langer Pause, »wenn er heute noch käme, wäre sicher noch manches zu ordnen, manches zu tun, auch bei mir. Du hast Recht, mein Kind!«

Mit einem »Gruß an die Eltern«, einem »herzlichen Dankeschön« und einer kleinen Aufbesserung ihres Taschengeldes wurde Bettina schließlich verabschiedet. Fast erleichtert lief sie nach Hause und jetzt sogar wenigstens ein bisschen froh, die Frage gestellt zu haben.

»Vielleicht«, dachte sie, »kann der Herr Jesus sie benutzen.« Zurück blieb eine alte Frau, die nachdachte und der vieles durch den Kopf ging. Da zogen Personen verschiedenster Prägung und sehr unterschiedlichen Bekanntheitsgrades an ihr vorbei. Es waren Menschen, die ihr Leid zugefügt hatten, und Menschen, an denen sie auf irgendeine Weise schuldig geworden war. Etwas traurig war sie beim Sinnen geworden, aber auch froh, irgendwie sogar erleichtert über die Möglichkeit, heute noch das ändern und zurechtbringen zu können, was Beschämung bedeuten würde, wäre der Herr jetzt schon da, und man stünde vor seinem Preisrichterstuhl.

»Heute noch will ich damit anfangen«, sagte Tante Charlotte entschlossen und aufrecht vor sich hin. »Hilf mir dabei, Herr!« Sie stellte den benutzten Stuhl zurecht, zog Mantel und Hut an, griff zu Schirm und Hausschlüssel und machte sich auf den Weg.

Klare Konsequenz und ehrliche Haltung, das musste man ihr lassen.

Wirkungen bei der Jugend

Eine weitere, feine Folge hatte die Predigt vom letzten Sonntag gehabt. Als Bettina und Daniel sich mit der Jugend der Gemeinde trafen, war natürlich das Wiederkommen des Herrn auch Gesprächsthema Nr. 1 gewesen. Eigentlich, so gaben alle uneingeschränkt zu, hatte kaum eine Predigt der letzten Jahre sie derart intensiv gepackt und aufgerüttelt wie diese. Meist wusste man schon am Montag kaum noch, worüber am Sonntag gesprochen worden war. Vielleicht brachte man bei konzentriertem Nachdenken noch den Bibeltext zusammen. Aber das war dann fast immer schon das Höchste der Gefühle. Dieses Mal war es anders. Irgendwie hatte es sie alle tief innen getroffen.

Als nun am Mittwoch der Leiter der Jugend gefragt hatte, was sie denn an persönlichen Konsequenzen zu ziehen gedächten, da trat zwar zunächst eine längere Schweigepause ein, die jedoch bald von einer Flut von Antworten abgelöst wurde. Es wäre sicher eine reine Freude für die Ältesten der Gemeinde gewesen, hier einmal versteckt zuhören zu können. Denn das musste man den Jugendlichen lassen: Sie waren offen und reagierten ehrlich. Auch wenn es schmerzlich traf und wenn es sie selbst betraf (früher war das manchmal anders gewesen), wichen sie notwendigen Folgerungen nicht aus. Und sie sprachen aus, was sie dachten und meinten.

Als Jürgen, der Leiter, nun die Fülle von Gedanken sammelte, stellten sie sich aber doch auch als zu allgemein und unverbindlich heraus. »Mit einem ›man müsste‹ oder ›man sollte‹ können wir recht wenig anfangen«, meinte er. »Lasst uns doch mal wirklich konkret werden. Wir wollen nicht das alles aufzählen, was ›wir alle‹ oder was ›die anderen‹ tun könnten, auch nicht das, was jeder als erste Antwort und ganz persönlich in seinem Leben dem Herrn sagen und bringen soll, sondern das, was wir ganz konkret, also fassbar, tun können.«

Und dann kam es:

»Wir können evangelisieren, wir können singen auf dem Platz vor der Stadthalle und dann ein gesprochenes persönliches Zeugnis anschließen; wir können die Menschen unbefangener zu unseren normalen Stunden einladen, ohne sie vorher erst ändern zu wollen. Wir können mehr zusammen beten und damit die Grundlage schaffen für Gottes Wirken.

Wir könnten uns in vielen Fällen auch in der Gemeinde nützlich machen. Wir könnten die Gemeinschaft stärken durch Besuche in den Häusern der Gläubigen, die wegen Schwäche und Krankheit nicht kommen können. Wir könnten mal Babysitten bei überlasteten Müttern von

Kleinkindern. Wir könnten helfen bei Feiern, beim Stühle- und Tischstellen, beim Ordnen, Säubern, beim Spülen und Putzen. Wir könnten dann auch beten um offene Augen für ganz bestimmte Notfälle und vor allem auch für Aufgaben, die der Herr uns als Einzelnen geben will.« Und so ging es noch eine ganze Zeit weiter.

Hatten sie sich nicht erst vor kurzem bitter darüber beklagt, dass sie von der Mitarbeit in der Gemeinde ausgeschlossen wären? Und jetzt dieser Wandel! War das nicht ein so großer Unterschied, dass man es kaum fassen konnte? Und alles jetzt geändert und fassbar geworden durch das Wissen: Der Herr Jesus kommt!

Was muss der Heilige Geist doch dadurch ein Maß an verändernder Kraft in den Herzen auslösen.

Bettina hatte sich mit ihren Freundinnen natürlich auch am Gespräch beteiligt. Aber sie wussten jetzt nach der Stunde noch kaum, was sie ganz persönlich praktisch tun sollten.

Vor dem Haus auf der Straße schaltete sich plötzlich Claudia ein. Sie erzählte von Frau Kerstin, die auch zur Gemeinde gehöre, aber schon seit Jahren als dauerkrank wegen einer Lähmung zu Bett liegen müsse. Sie könne sich nur schwer bewegen und habe ständige Schmerzen, die der Arzt mit starken Mitteln unter Kontrolle zu bringen versuche.

»Sie ist fast vergessen«, sagte Claudia. »Nur wenige kümmern sich um sie und ich würde sie auch nicht kennen, wenn meine Mutter mich nicht mal zu ihr mitgenommen hätte. Sollen wir sie nicht mal besuchen und ihr ein Lied singen oder ihr sonst irgendwie helfen? Was meint ihr?«

Alle waren sofort einverstanden und man verabredete sich für den nächsten Nachmittag.

Als Bettina zu Hause ihrer Mutter von ihrer Idee erzählte, meinte diese, das wäre ein guter Plan; aber man solle doch vorher bei der Nachbarin von Frau Kerstin anrufen, ob der Besuch zu dieser Zeit auch angebracht und möglich sei. Renate tat das und erfuhr bei der Gelegenheit

noch, dass es der Kranken auch schwer falle, immer eine Frau zum Säubern der Wohnung zu bekommen. Spontan erklärte sich Bettina bereit, diese Arbeit zu übernehmen.

Als sie sich dann mit ihren Freundinnen traf, gab es großes Staunen. Erika kam mit ihrer Gitarre und dem Liederbuch, Claudia hatte Blumen besorgt, und Bettina trug Putzeimer und Putzmittel. Auf die Frage der Mädchen erzählte sie, was sie vorhatte.

»Das ist doch nicht nötig«, meinte Erika. »Frau Kerstin hat doch genug Geld um eine Reinemachefrau zu bezahlen.«

»Aber vielleicht kriegt sie keine«, warf Doris ein.

»Warum«, fragte Bettina, »regt ihr euch denn so auf? Ist das denn so etwas Besonderes, mal sauber zu machen? Oder können wir nur echt veränderte Christen sein, indem wir singen und Blumen schenken? Außerdem, alles immer bezahlt haben zu wollen oder auf die Geldebene zu schieben, finde ich unpassend. Ich meine, dass eigentlich beides zusammengehört. Und schmutzige Hände lassen sich waschen.«

Halb überzeugt stimmten die anderen Mädchen schließlich zu und zogen in die Händelstraße Nr. 5, wo Frau Kerstin wohnte. Die Nachbarin öffnete und ließ sie zu Frau Kerstin ins Zimmer. »Schrecklich, immer so allein zu sein, nur mit seinen Gedanken und Grübeleien beschäftigt«, flüsterte Erika noch Claudia unter der Tür zu. Und dann sahen sie Frau Kerstin im Bett liegen, eine alte Frau mit weißen Haaren und runzlicher Haut. Eine Frau, so meinten die Mädchen, wie viele andere in ihrem Alter auch. Wenn nicht die Augen gewesen wären, Augen, die lebten und sprachen. Diesen Augen begegneten ihre Blicke. Es waren leuchtende Augen, die gar nichts von Schmerzen und Not verrieten. Augen, die das Leben zwar in seiner ganzen Tiefe kannten, die aber nicht das widerstrahlten, was es als Negativeindruck hinterlassen hatte, sondern die als Quelle ein Licht haben mussten, das nicht irdisch war.

»Herzlich willkommen! Ich freue mich über euren

Besuch«, sagte die Kranke. »Dass ihr überhaupt an mich denkt! Außer Claudia habe ich euch ja noch nie gesehen.«

Jedes Mädchen stellte sich namentlich mit einem Händedruck vor, und dann setzten sie sich auf die Couch oder stellten die Stühle vor das Bett.

»Ja, Frau Kerstin«, sagte Claudia, »wir hatten uns gestern in der Jugendstunde darüber unterhalten, was wir tun könnten oder sogar müssten, wenn wir es wirklich ernst nehmen, dass der Herr Jesus heute noch kommen könnte, um uns zu sich zu nehmen. Wir meinten, dass da doch allzu viele unerledigte Aufgaben bisher geblieben seien. Und da wollten wir Sie gern besuchen und Ihnen mit Blumen und Lied eine Freude machen. Was sollen wir denn singen?«

Nach einer Weile des Zögerns bat Frau Kerstin: »Ach singt mir doch mal das Lied: ›Sel'ge Hoffnung, du kommst wieder‹ aus unserem Liederbuch.«

Etwas verlegen, weil sie es nur selten in den Gemeindestunden gesungen hatten und deshalb gar nicht so gut konnten, versuchten es die Mädchen. Und sie waren froh, dass ihre Gastgeberin von der zweiten Strophe an mitsang. Da ging es besser, sie kannte die Texte sogar auswendig.

*Sel'ge Hoffnung! Du kommst wieder,
lässt die Glieder nicht zurück.
Bald verkünden neue Lieder
droben unser ew'ges Glück.
Dann ist jeder Wunsch erfüllt,
unser Sehnen ganz gestillt.*

*Ruhen werden dann die Glieder
ewig dort, vereint mit dir.
Keine Trübsal kehret wieder,
keine Träne fließt wie hier.
Ewig fern ist alles Leid,
jedes Herz füllt Seligkeit.*

*Und anbetend wird dann singen
deine teu'r erkaufte Schar,
dir, dem Lamme, Ehre bringen,
Gott erheben immerdar.
Welch ein Glück, bei dir zu sein!
Komm, o Jesu, führ uns ein!*

Dass man ein so selten in der Gemeinde gesungenes Lied auswendig konnte, erstaunte die Mädchen. Und da Frau Kerstin aus Blicken zu lesen verstand, erklärte sie:

»Wisst Ihr, ich kann ja nun nicht mehr viel tun. Und wenn ich hier so liege, tagaus, tagein, kann ich viel nachdenken. Und dann kommen mir auch die Lieder von früher wieder in den Sinn. Einige konnte ich noch auswendig, andere habe ich neu gelernt. Am liebsten sind mir die geworden, die vom Herrn Jesus selbst sprechen und von seinem baldigen Wiederkommen. Und die singe ich dann und wann auch mal ganz allein und ganz laut vor mich hin. Das Singen und Erinnern an den Inhalt machen mich dann froh. Ich kann dann wieder geduldiger sein und warten, werde stiller und habe auch wirklich weniger Schmerzen. Und wenn ich dann betend mit dem Herrn Jesus spreche, dann habe und fühle ich einen Frieden, der mich still und ruhig sein lässt. Singen wir doch noch ein Lied!« Und dann sangen sie gemeinsam:

*Hoffnung unsrer Herzen,
sei uns nicht mehr fern,
heller Morgenstern!
Ach, erscheine unsern Blicken,
lass uns bald entgegenrücken
dir, o Gottes Lamm,
unserm Bräutigam!
Hoffnung unsrer Herzen,
Ende aller Schmerzen!*

*Keine Ruhestätte
ist auf dieser Erd'
uns des Suchens wert.
Steter Kampf bleibt uns hienieden,
nirgend find't die Seele Frieden,
nur im Vaterhaus
ruhn wir mit dir aus.
Da schweigt alles Sehnen,
fließen keine Tränen.*

*Ja, schon hier auf Erden
stärkt uns diese Freud'
in dem Pilgerleid.
Droben aber ohne Schmerzen
freun sich völlig unsre Herzen;
nicht getrennet mehr,
stets bei dir, o Herr,
wo kein Leid uns drücket,
ew'ge Ruh' erquicket.*

Und Frau Kerstins Stimme, die sonst gar nicht so kräftig war, klang fröhlich im Chor mit. Und dann erklang noch ein Lied, und noch eins. Die Zeit verging wie im Fluge, bis Bettina plötzlich die geplante Putzaktion wieder in den Sinn kam. Sie fragte um Erlaubnis, bekam sie, und dann legten sie los.

Der alte Spruch von den vielen Händen, die aller Arbeit schnell ein Ende machen, bewahrheitete sich auch hier wieder.

Frau Kerstin, die zugesehen hatte, wischte sich verstohlen die Tränen ab.

»Dass es das noch gibt«, sagte sie endlich.

»Bitte, Frau Kerstin«, meinte Bettina, »machen Sie uns nicht verlegen. Vor einigen Tagen dachten wir auch noch nicht daran. Aber der Satz: Was, wenn Christus heute noch käme?, der hat uns den Horizont geweitet, hat uns vom

Kreisen um uns selbst gelöst. Wir möchten nur einfach Freude machen oder die Freude weitergeben, die wir selbst neu ins Herz bekamen. Der Herr Jesus kommt bald wieder. Das wollen wir weitersagen und damit andere aufmerksam machen und mit unserer Freude anstecken.«

Frau Kerstin betete später noch mit den Mädchen, bedankte sich herzlich, gab ihnen auch noch ein kleines Geschenk für die Notenkasse, und dann verabredeten sie ein Wiedersehen. Alle Mädchen stimmten von Herzen zu und gingen froh nach Hause.

»Eigentlich«, meinte Bettina, als Mutter sie später fragte, »haben wir mehr bekommen als gegeben. Es war schön, Mutter!«

Als sie Tage später mit ihren Freundinnen sprach, waren sie sich einig: Das bei Frau Kerstin war ganz anders gewesen als der sonst übliche Klatsch über andere, über Mode und Jungen. Das war auch etwas Packenderes gewesen, als die oft theoretischen, fruchtlosen, ewigen Diskussionen über Bibelstellen in manchen Jugendstunden. Das Tun des Wortes Jesu, geboren aus dem Wissen, »Er kommt bald wieder«, hatte ihr Herz froh gemacht, und sie auch natürlich in intensiveres Bibelstudium getrieben. Die Diskussionen hatten eigentlich selten zur Lösung von Problemen geführt; eher und öfter hatten sich eine noch breitere Mehrung und Anhäufung neuer Probleme eingestellt, und das hatte niedergedrückt.

Ein Glück, jetzt einmal rausgekommen zu sein. Das sollte kein Einzelfall bleiben, so nahmen sie sich vor.

Lebers verzichten

Seit einigen Wochen schon war es bekannt: Lebers, er Mitte fünfzig, sie nur wenige Jahre jünger, hatten eine Reise auf die Seychellen geplant. Man war es in der Gemeinde schon gewohnt, dass sie die exquisitesten, weites-

ten und natürlich auch teuersten Reisen machten. Sie konnten es sich ja auch leisten. Ihre zwei Kinder waren aus dem Haus, der eine verheiratet und selbst gut gestellt, der andere zwar noch im Studium, aber durch eigenes Vermögen aus dem Erbe der Großeltern wohl versorgt. Außerdem taten Lebers auch selbst alles dazu, dass man erfuhr, was sie sich alles leisten konnten, und das galt auch für die jetzt geplante Reise. Und es gelang ihnen bestens.

Wie in einer Kleinstadt üblich, gab es ja kaum ein interessanteres Gesprächsthema als das Wohl und Wehe anderer Leute. Leider traf das auch allzu oft auf das Zusammenleben in der Gemeinde zu. Oft hatten die Brüder in ihren Verkündigungsdiensten darauf hingewiesen, dass dieses Reden oder besser »Schwätzen« über andere eine üble Sache sei. Dass man, wie Jakobus in seinem Brief sagt, durch ein kleines, hingeworfenes Wort, eine abfällige Bemerkung leicht Verderben und Zank, Bitterkeit und Not bringen könne. Ja, dass man die Zunge einem winzigen Flämmchen vergleichen könne, das ohne Schwierigkeiten einen ganzen Wald in Brand setzen könne.

Aber wenn man gemeint hatte, jetzt müsste es endlich jeder gepackt haben, und jeder würde in Selbstdisziplin seinem Mund eine Wache setzen, dann war das ein Irrtum. Eine große Illusion. Es ging nach kurzer Stockung weiter. Manchmal sogar schlimmer als vorher. Eine eigentümliche Sache.

Woher die wohl käme, hatte man sich oft gefragt? Nach langen Gesprächen und aus eigenem Erleben war man dann zu der Feststellung gekommen, dass das wohl eine menschliche Eigenschaft, eine Schwäche sei, die der Teufel im Raum der Gemeinde besonders schlau zur Zerstörung zu benutzen suche. Wenn man über andere Negatives oder auch nur leicht Abtrüglisches zu berichten wisse, so werte das einen selbst irgendwie auf stelle einen selbst höher. »So schlecht, so wenig fromm wie der andere, so

wenig dem Bekenntnis angepasst bin ich ja doch nicht.« Und es tut wohl, wenn man das feststellen kann. Das lässt den Einzelnen in der Menge der Menschen gewissermaßen aufleben, wenn es auch nur von recht kurzer Dauer ist.

Und deshalb hatten die verantwortlichen Männer der Gemeinde auch gesagt, dass man solche Gebiete, auf denen der Teufel immer wieder mit Versuchungen auftritt, unter die besondere und bewusste Kontrolle des Heiligen Geistes bringen solle, dass man sie in Anerkennung der eigenen Schwächen im Gebet dem Herrn ausliefern müsse. In vielen persönlichen Gesprächen hatte man sich immer wieder bemüht, diese Schadstellen, an denen der Feind eindringen könnte, abzudichten. Und Gott hatte auch viele Male Gelingen geschenkt. Trotzdem kam es immer wieder neu auf.

Zurück zu Lebers:

Bei ihnen war es besonders schwer, weil sie dem Geschwätz willig in die Hand arbeiteten. Es war schade, aber was wollte man ihnen sagen? Reisen ist ja an sich nichts Böses. Geld ausgeben und Geld haben ist grundsätzlich weder anormal noch eine Sünde. Es kann dazu werden, ja. Aber das meinten auch Lebers zu sehen. Ihrer Ansicht nach richteten sie sich sogar danach und vermieden alles, was hätte provozieren können. Aber das schienen nur sie so zu sehen.

In der Gemeinde war zu Gunsten hungernder Geschwister in O. eine Sammlung anberaumt worden. Es wurde nicht oft gesammelt. Nein, das sollte die Ausnahme neben den laufenden Kollekten sein, um die Glieder nicht zu überfordern, so hatte man es beschlossen. Allerdings wäre Letzteres nicht so rasch möglich gewesen; doch wenn die Ausnahme zur Regel wird, verliert sie ihre Extrastellung und -wertung. Und das sollte um jeden Preis ausgeschaltet werden.

Nach der Ankündigung der Sammlung an einem Sonntag saßen Lebers abends beim Essen. Der Tisch war reich gedeckt und bestückt, schon vom Äußeren her eigentlich

nicht so der dem Gesprächsthema einer Sammlung für Hungernde gerechte Rahmen. Aber was soll's, man sprach eben darüber.

»Was sollen wir denn tun, Ruth«, fragte Armin seine Frau. »Müssen wir uns wieder beteiligen? Neulich haben wir doch erst einen erheblichen Beitrag gespendet. Die Zeiten sind nicht mehr so rosig.«

»Ach Armin«, meinte Ruth, »wir können doch nicht einfach daran vorbeigehen. Du kannst doch eine Spendenquittung bekommen. Dann drückt es doch nicht so. Was sollen denn die anderen denken?«

Armin belegte sein Brot gut mit Schinken und fragte dann:

»Ob die wohl wirklich Hunger haben? Oder meinst du nicht, dass das irgendwie nur Mache ist, nur Propaganda? Im Fernsehen haben die es jedenfalls so hingestellt. Die genannten Rationen an Fleisch sind doch eigentlich hinreichend. Weißt du noch wie es uns damals in der R-Mark-Zeit ging? Wir hatten doch längst nicht so viel.«

(Fast möchte man über der makabren Situation verzweifeln oder weinen oder lachen. Aber spielt sich das vor der Wertung eines aufmerksamen Beobachters nicht tagtäglich bei uns selbst und vor unseren Augen ähnlich ab? Ich fürchte, dass es wirklich so ist. Vielleicht nicht ganz so krass, vielleicht gemildert, aber im Kern unverändert. Eine schreckliche Sache, wenn wir uns überlegen, dass der, der beobachtet und wertet, neben dem Teufel und unserer Umwelt unser Herr im Himmel ist.)

Ruth redete ihrem Mann gut zu und schließlich einigten sie sich nach langem Gespräch mit Ach's und Weh's auf einen bestimmten Betrag. Objektiv lag er eigentlich recht hoch; gemessen am Einkommen aber und an den geplanten Ausgaben für ihre Reise nach den Seychellen war es ein Klacks. Aber man hatte die Form gewahrt, die Vorstellung der Geschwister nicht erschüttert und vor allem, aber das

brauchte man ja nicht zu betonen, würde man ja zumindest einen Teil davon über das Finanzamt finanzieren.

Der Kassenführer grüßte freundlich und bedankte sich herzlich, als er den Scheck erhielt. In Lebers stieg das Gefühl auf, das auf Gutestun oft folgt: Sie waren mit sich zufrieden und hatten auch das vorher zeitweilig wegen ihrer Reise schlechte Gewissen beruhigt.

Was würde wohl aus der ganzen Angelegenheit geworden sein, hätten Lebers und die anderen, die ähnlich wie sie handelten, aber fleißig über sie redeten, vor ihren Entschlüssen und Taten die Predigt vom bewussten Sonntag gehört? Wie hätten sie sich entschieden vor der Frage: Wie sähe es bei mir aus, würde der Herr Jesus heute noch wiederkommen? Wäre es anders gewesen?

Die Botschaft ist ja an und für sich nicht neu. Sie ist alt und doch brennend aktuell zugleich. Aber wirken tut sie nur in einem vom Geist Gottes geöffneten Herzen, das sich dann dem Herrn, ohne die Konsequenzen zu bedenken hingibt.

Konstruieren wir die Geschichte mit Lebers also einmal neu und ganz theoretisch natürlich:

Lebers sitzen also wieder am Abendbrottisch und lassen es sich schmecken. Vielleicht würde da Armin seine Ruth fragen:

»Ruth, wir sollten uns doch unbedingt beteiligen an der Sammlung. Was dürfen wir denn heute noch zurückhalten, wo wir doch wissen, dass unser Herr heute noch kommen kann? Ich habe zwar schon«, so würde Armin vielleicht fortfahren, »alle Steuermöglichkeiten ausgeschöpft, aber das setzt uns doch keine Grenzen als Christen und darf es auch nicht.«

»Müssen wir nicht«, so würde Ruth vielleicht ergänzen, »mal ganz andere Maßstäbe an unseren Lebensstil und

-standard anlegen, lieber Mann? Sind nicht Genusssucht und Geltungstrieb bei uns zu stark entwickelt? Ach Armin, ich glaube, wir hängen zu sehr am Geld. Waren wir früher, als wir bei weitem nicht so viel hatten wie heute und uns längst nicht so viel leisten konnten, nicht glücklicher? Was haben wir denn noch an echten Wünschen offen? Ist doch letztlich alles abgedeckt.

Auf die Seychellen wollen wir doch zu einem wesentlichen Teil deshalb, weil wir damit unsere Überlegenheit über die anderen dokumentieren können. Erholen tun wir uns da auch nicht besser als in Bayern oder irgendwo in Deutschland. Und, Armin, bringt uns dieses Leben nicht eigentlich mehr und mehr ins Diesseitsdenken? Drehen wir uns nicht im Denken immer wieder um die Frage, was können wir uns denn noch leisten, was noch tun oder planen oder genießen?«

»Du hast Recht«, würde Armin wohl antworten. »Ich habe das auch irgendwie in mir, im Herzen, oft gefühlt und war innerlich unruhig. Aber die Kraft da herauszukommen hatte ich nicht. Was hat der Prediger gesagt: Hier hält uns so viel, dass Gott ungeheure Kraft anwenden muss, um uns überhaupt entrücken zu können. Unser Wohlstand kann sehr wohl ein Hindernis für die rechte Erwartung des Herrn sein. Das passt ja wirklich nicht zusammen: Das Hängen am dicken Bankkonto oder eine widerwillig mit geheimem Zagen abgegebene, umfangreiche Steuererklärung als Nachweis des Vermögens und auf der anderen Seite das Bekenntnis: Unser Bürgertum ist in den Himmeln und nicht auf der Erde.«

»Wir wissen, Ruth, dass Gott nichts gegen Geld und Reichtum hat. Oftmals schenkt er ihn sogar, um uns damit Gutes tun zu lassen. Die Fragen dabei sind nur:

Sehe ich mein Vermögen als etwas an, über das ich zu meinen Gunsten verfügen kann wie ich will, oder ist es anvertrautes, treuhänderisch zu verwaltendes Gut, mit

dem ich nach Gottes Willen zu seiner Ehre zu verfahren habe?

Übrigens, Ruth, meine ich, wir sollten unsere Reisepläne überprüfen und uns in unserem Verhalten auf das Kommen des Herrn Jesus heute einstellen. Vieles von dem, was gestern wichtig und bedeutsam erschien, verliert dann an Gewicht, wird leicht und oft sogar bedeutungslos. Zentralaussage unseres Lebens ist unser Christsein. Und Christsein heißt, nach Gottes Willen und im Stile seines Sohnes zu leben. Wie weit sind wir von da weg! Wir haben das Leben vom Sinn her fast umgekehrt.«

Und Lebers korrigierten sich. Sie lebten anders, sie redeten anders. Das geschah nicht ganz plötzlich, wie Eremiten oder Büsser, die auf fast alles verzichteten, um sich das Himmelreich zu erwerben. Aber das »Anders« war eben doch deutlich erkennbar und spürbar. Anfänglich wurde interessanterweise gerade auch das wieder zum Thema des Geschwätzes der Leute. Aber es hörte auf, als man merkte, dass es keine Eintagsfliege war, kein Strohfeuer, sondern andauerte und offensichtlich echte Folge einer inneren Wandlung war. Es hatte sogar noch weitere Konsequenzen:

Auch die, die sich sonst nie angesprochen fühlten, wenn es um Geld ging, wussten plötzlich, dass auch sie gemeint waren. Lebers hatten nichts erzählt von dem, was sie taten. Aber ihr verändertes Leben sprach Bände im Kreise der Geschwister. Auch die, die sich selbst oft zu den finanziell Schwächsten zählten, fälschlicherweise, wie ihnen bei ehrlicher Prüfung ihrer Ausgaben und Einnahmen aufging, hatten jetzt eine ganz andere Sicht. Dankbar und froh über ihre guten Verhältnisse opferten sie dem Herrn echte Opfer. Und das war etwas völlig anderes, als zu spenden. Spenden geschieht vom Überfluss. Opfern erfolgt dadurch, dass ich etwas aufgebe, was ich mir sonst gegönnt hätte. Echtes Opfer kostet mich also etwas und ist nur im

bewussten und doch freudigen Verzicht vorhanden.

Natürlich erfasste das verkündigte Wort und bei einigen nun erkennbare Vorbild auch alle anderen Altersgruppen und deren Verhalten und führte zur gänzlich anderen Einschätzung ihrer Person, ihrer Familien, ihres Lebensstils.

Ist das eine Utopie? Nein, das muss nicht sein, obwohl es sich geradezu phantastisch liest. So haben Gottes Wort und Gottes Geist oft gewirkt, allerdings meist nur bei Einzelnen. Breitenwirkungen sind seltener. Wenn sie da waren, führten sie zu besonderen Erweckungen. Und fast immer gingen sie aus von dem Wissen: Mein Herr kommt; es könnte schon heute sein!

Ein Krankenbesuch

Waren Sie schon einmal zu einem Besuch von Kranken oder Sterbenden in einem Krankenhaus? Oder haben Sie schon einmal einen Kondolenzbesuch in einem Trauerhaus gemacht? Wenn nicht, haben Sie eine wesentliche, nötige Lebenserfahrung bisher versäumt.

Ulrich hatte sich in den vergangenen Tagen mit seinem Freund Bernd verabredet, einen Besuch bei einem kranken Kollegen zu machen, der wegen Magenkrebs im Krankenhaus lag. »Vermutlich Endstadium«, hatten die Ärzte seiner Frau gesagt, und die stand nun ziemlich hilflos da, wenn man sich auch wundern musste über die gefasste Haltung, die unverkennbar zutage trat. Nach Dienstschluss machten sich die beiden mit dem Wagen auf den Weg. Ulrich konnte sich nicht erinnern, schon einmal einen so schweren Gang unternommen zu haben. Jedesmal, wenn er das Krankenhaus schon von außen gesehen hatte, war ihm flau im Magen geworden. Das war kein angenehmer Gedanke, zu denken, dass er selbst oder eines seiner Lieben dort liegen müsste. Bernd hatte ähnliche Gefühle, und sie unterhielten sich darüber.

»Eigenartig«, meinte Bernd, »wenn wir doch wissen, dass wir in Gottes Hand stehen und dass uns nichts passieren kann, was er nicht in Liebe zulässt, dass wir dann so eine Scheu haben. Wahrscheinlich hängt es mit dem Tod zusammen, vor dem jeder Mensch Angst hat. Wenn auch für den Gläubigen die Bitterkeit, der Stachel des Todes, die Sünde, beseitigt ist, so bleibt er doch der ›letzte Feind‹.«

Ulrich nickte beklommen.

»Und deshalb schrecken wir auch vor jeder Berührung damit oder oft schon vor dem Gedanken daran zurück. Eigentlich müsste auch das verschwinden, mindestens zu einem Teil, wenn man weiß, dass unser Herr bald kommt. Oder?«

»Sicher«, sagte Bernd, »deshalb hat der Apostel Paulus ja auch die Aufforderung an seine Lehre über das Wiederkommen des Herrn und die Auferstehung angehängt: ›Ermuntert einander mit diesen Worten!‹ Ich bin ganz sicher, dass wir viel weniger Angst und Schrecken vor Krankheit und Tod hätten, wenn wir uns gegenseitig mehr auf die Heimat im Himmel, das Kommen Christi und das Leben nach dem Tode hinwiesen und auch im täglichen Trott daran dächten.«

Sie kamen am Krankenhaus an und fragten die Schwester nach Herrn Schmidt.

»Ja, Herr Schmidt liegt in Zimmer 104 auf der Inneren Abteilung. Bleiben sie bitte nicht zu lange. Er ist recht schwach.« Sie klopfen, traten ins Zimmer und standen dann an Ottos Bett. Der Anblick erschreckte sie. In den wenigen Wochen, die er nicht im Betrieb gewesen war, hatte er sich völlig verändert. Das Gesicht abgezehrt, Arme und Hände dünn geworden, kraftlos auf der Decke. Trübe Augen, die sich aber im Wiedererkennen belebten, schauten sie an. Den Besuchern blieben die Worte im Halse stecken und es dauerte seine Zeit, bis sie einen Gruß und die Frage nach dem Ergehen herausbrachten.

»Ich freue mich über euren Besuch«, sagte Otto schwach und langsam. »Ihr seid erschrocken, nicht wahr? Ja, ich weiß, es geht mit mir zu Ende. – Macht bitte keine Ausflüchte und billige Reden. Ich weiß, dass ich zu meinem Herrn gehe. Wir haben selten darüber gesprochen. Aber ich weiß, dass ihr das auch glaubt. Freuen wir uns doch darauf!«

Otto musste eine Pause machen. Das Reden hatte ihn schon fast zu stark angestrengt.

Ulrich und Bernd standen vor dem Bett, schauten ihren Freund und neu entdeckten Bruder an und dann auch schon mal zum Nebenbett, aus dem sie aufmerksam ein Augenpaar beobachtete. Was sagen, was tun? Irgendwie sollten wir Trost zusprechen, das wussten sie; aber es fiel ihnen absolut nichts ein, oder das, was ihnen in den Sinn kam, schmeckte so billig und fade, dass sie es nicht auszusprechen wagten.

Otto schien in ihnen lesen zu können. Er merkte ihre Verlegenheit. Über den wenigen Sätzen aber hatte sich sein Gesicht belebt, irgendwie sogar verändert. Es sah bei allem Leid sogar wieder normaler aus.

»Ihr braucht nichts zu sagen«, meinte er. »Ich weiß, wie es in euch aussieht. Denkt ihr schon mal an früher, wie es bei gemeinsamen Unternehmungen war? Und wie wir bei der Arbeit manches besprachen? Haben wir nicht zu viel Scheu gehabt, vom Wichtigsten zu reden, was wir alle drei haben? Tut das nicht mehr! Denkt mehr daran! Unsere Hoffnung macht mich in aller Angst getrost und hilft auch Euch. Bitte, Bernd, bete doch mit uns, ja?«

Und Bernd, der sich fast wie in einem Traum fühlte, betete laut, mit zitternder Stimme. Er legte Otto dem Vater im Himmel ans Herz, dankte für das gemeinsame Heil und auch für die tragende, belebende Hoffnung. Das Amen aus dem Munde der drei Männer klang fast froh. Sie nahmen Otto in den Arm und verabschiedeten sich mit einem Her-

zen, das gleichzeitig schwer und erleichtert war. Sie grüßten auch den Mann im Nebenbett und verließen mit einem »Gott befohlen« das Zimmer.

Draußen sahen sie sich an. Eigentlich hatten sie ja doch Freude und Trost bringen wollen und hatten stattdessen am Bett eines Sterbenden selbst Trost und Aufmunterung empfangen. Wodurch eigentlich?

Wieder wurde ihnen klar und deutlich, wie wundervoll das Wort vom Wiederkommen Jesu wirkt, wenn man es wirklich hört und im Herzen bewegt; wie es verändert und auch in den unmöglichsten, trostlosesten Situationen Hoffnung und Mut geben kann.

So sagten sie es auch Ottos Frau, der sie draußen vor der Pforte des Krankenhauses begegneten.

»Frau Schmidt«, sagte Bernd, »wir haben Ihren Mann besucht. Wir sagen es ganz offen: Von seinem Ergehen waren wir erschrocken, und als wir am Bett standen, fühlten wir uns ziemlich ratlos. Und da hat er uns getröstet mit dem Hinweis auf oben, auf den Himmel und den wiederkommenden Herrn. Es war trotz der Tragik für uns überwältigend.«

»So macht er es auch immer wieder, wenn ich bei ihm bin«, sagte Frau Schmidt. »Ich bin wirklich dankbar, dass er so denkt und glaubt und dass wir als Christen überhaupt so sprechen können.«

Ulrich und Bernd boten ihr noch ihre Hilfe auf vielen Gebieten an und verließen eine Frau, die zu ihrem sterbenden Mann ging, zu einem Mann, der wusste, dass er in den Himmel gehen konnte, wo sein Herr auf ihn wartete.

Als sie ins Auto stiegen, unterhielten sie sich über das Elend, das sie gesehen hatten. Die Todesangst, die ihnen aus den Augen einiger Menschen, denen sie begegneten, entgegensprang, sprach eine deutliche Sprache. Ein Ehepaar hatten sie gesehen, das offensichtlich den Verlust eines Angehörigen betrauerte und verzweifelt gerufen hatte: »Wieso lässt Gott das zu? Wieso so früh?« Trostlos

und ohne Hoffnung. So am Krankenbett, im Sterbezimmer oder im Trauerhaus zu stehen, muss furchtbar sein. Da kann man höchstens eins tun: mitleiden, mitweinen. Aber heraus hilft das alles auch nicht.

Heraushelfen kann uns nur das Wissen um den kommenden Herrn und die Auferstehung. Und wenn das ganz praktisch und konkret in mir lebt, dann hilft das auch auf, ermuntert, bringt Trost für mich selbst und macht mich sogar fähig, anderen Trost und Zuspruch zu bringen.

»Sind Christen nicht im tiefsten Grunde beneidenswerte Leute?«, fragte Ulrich, als er nach längerem Gespräch Bernd an dessen Wohnung absetzte.

»Ja, das sind sie«, antwortete der. »Hoffentlich bleibt das als Wissen lebendig auch in uns beiden!«

Streitigkeiten

Das Wort des Sonntags, das in so vieler Leben einen deutlichen Eindruck hinterlassen hatte, zog sich wie ein ständiges Motto durch die ganzen folgenden Tage und Wochen. Die Frage, was wohl wäre, wenn er, der Herr, heute noch käme, hatte sich blitzartig als mahnende und muntermachende, als alles verändernde Frage ins Herz vieler gebrannt. Sie forderte Antwort auf allen Lebensgebieten. Das war oft peinlich; noch öfter empfand man es schmerzlich, weil es tief schnitt. Aber das gaben auch viele der Gemeindeglieder zu, es war hilfreich und besserte teilweise sogar Verhältnisse, die man schon längst als aussichtslos aufgegeben hatte. Weil doch nichts mehr half, und alles Mühen der Brüder und Schwestern in der Seelsorge vergeblich gewesen war, hatte man in vielen Fällen resigniert, wirklich aufgegeben und war bereit zum Tolerieren von Schuld und Unordnung gewesen.

Und jetzt hatte sich das geändert. Da waren einige uneins gewesen über einer eigentlich recht unwesentlichen Frage

der Wortauslegung. Man konnte das wirklich so oder auch anders sehen. Aber nein, da gab es drei oder vier, die gerieten heute noch in Harnisch, wenn man davon sprach. Sie sahen ihre Auslegungsart dieser Randfragen fast wie ein »Schibboleth« (Ri. 12,6; eine Prüfungsfrage) an, an dem sich zu entscheiden hatte, wes Geistes Kind man war, ob man zu der oder zu jener Partei gehörte. Und die andere Seite dachte genauso unnachgiebig und war für klare Fronten.

Wenn das noch wenigstens eine Grundsatzfrage gewesen wäre, wobei man ohne sein Gewissen zu vergewaltigen und den vom Herrn als zugewiesen erkannten Auftrag zu vernachlässigen, seine Meinung nicht einfach ändern konnte. Dafür hätte ihr Herr ja Verständnis gehabt. Aber selbst hier, wo es keineswegs letztendlich entscheidend war, waren die Fronten verhärtet, verkrustet und jede Seite sträubte sich mit Macht, wenn man sich in Liebe mühte, die Krusten zu lösen.

Nun aber war selbst hier eine Wandlung eingetreten. Der Orientierungsblick nach oben zum kommenden Herrn machte klein das Kleine und ließ groß erscheinen, was wirklich das Wichtigste war.

Eine gänzlich andere Sache, die seit Jahren belastend die Großzahl der Geschwister drückte, hatte sich auch seit dem inzwischen berühmt gewordenen Sonntag fast wie Butter an der Sonne aufgelöst. Fast unglaublich, aber wahr. Das war die berüchtigte Erbgeschichte zwischen Werners und Arndts gewesen. Beide größere Familien, hatten sie seit langer Zeit wie in einer Fehde gelebt. Ganz eigenartig, so hatten oft die nicht zur Gemeinde gehörigen Nachbarn gedacht, wie die sich mit List und Tücke bekriegen und dann sonntags angeblich in Frieden die Einheit Christi beim Abendmahl verkündigen.

Auch als verschiedene Seelsorger vor Jahren in vielen Gesprächen sich um Klärung und Schlichtung mühten, hatte

man sie abgewiesen: »Sie verstünden ja doch nichts davon« oder »sie seien Partei und würden einseitig werden«. Nur hatte da keiner die Kraft gehabt, den Streithähnen ihre eigentliche Stellung als Christen einmal vor dem dunklen Hintergrund ihres tatsächlichen Lebens zu malen. Gemeindezucht war dann auch unterblieben, weil sich keiner traute, gegen die beiderseitige starke Lobby aufzutreten.

Und dabei ging es ursprünglich nur um ein kleines Stückchen Land, ein winziges Baugrundstück, was der Vater dem einen und die Mutter angeblich dem anderen versprochen hatte. Nicht, als ob das Land so großen Wert gehabt hätte. Nein, es ging sehr bald ausschließlich ums Prinzip. Wer Recht hätte, wer sich durchsetzen könnte, das war die Frage, die keinem erlaubte, den Kopf unter den Arm zu nehmen. Keiner gönnte das Recht dem anderen. Und als dann all die anderen Familienmitglieder auch noch darin herumrührten, wurde es ganz schlimm.

Die beim trauten Kaffeekränzchen feiernden Frauen hatten schließlich noch stärker in die Glut geblasen, mit Geschwätz, offen und hinter der vorgehaltenen Hand. So war es dann endlich zum Abbruch der meisten Beziehungen gekommen. Die Form, eine grauenhafte Schale, blieb zwar für sonntags gewahrt. Keiner hätte dem anderen hinter die Maske schauen können, aber die Herzen waren vergiftet, das Zeugnis der Gemeinde zerstört und verlästert, und alle Nachbarn lachten, wenn man im Gespräch auf das Bekenntnis zu Jesus kam. Und dann hatte der Satz, die Frage nach dem wie, wenn Christus heute noch käme, wie eine Bombe eingeschlagen. Irgendwie war der Vater Arndt innerlich von dem sich so plötzlich im Licht Gottes gänzlich anders abzeichnenden Bild derart getroffen, dass er Stock und Hut nahm und zu Werners, seinem Vetter ging, und seinen Verzicht auf das Land aussprach. Und Vater Werner war zum Gleichen bereit und sagte es. Sie hatten sich beide plötzlich im Geiste vor dem Richterstuhl Christi gesehen.

Beiden war klar, wie lächerlich und unwürdig ihr Zanken gewesen war, und auf die Frage des Herrn hatten sie gar nichts antworten können. Blamiert hatten sie dagestanden. Und das warf sie um. Beide hatten dann ihre Frauen gerufen und gemeinsam über alles gesprochen, gegenseitig und vor dem Herrn nun um Vergebung gebeten. Das wiederum wirkte nicht nur in den Familien befreiend, sondern nahm den Schwätzern im Dorf auch den Stoff zum Klatschen, den Spöttern den Grund zum Lachen und brachte viele zum Nachdenken.

So, wie ein Signal eine wirr durcheinander laufende Truppe sammelt und ordnet, war es hier allen Gemeindegliedern unter die Haut gegangen und hatte wirklich ordnend und sammelnd, ja, auf das Nötige konzentrierend gewirkt. Recht viel von dem, was auch nötig geschienen hatte, war wie von selbst in nachrangige Ordnungsstellen einsortiert worden. Manches war sogar ganz ausgeschieden. Anderes, was man kaum beachtet hatte, stand jetzt plötzlich als dringlichste Aufgabe vor den Augen. Eigentümlich, wie ein Wort doch verändern kann, welche Kraft es haben kann. Ein Wort? Ja, ein Wort! Aber es war ein Gotteswort, so lebendig und lebensschaffend, wie Gott selbst ist.

Wie sich Gemeinde durch Gottes Wirken ändern kann

Hatte man sich denn nicht auch gerade dabei schon fast an das Geschwätz derer gewöhnt, die Gottes Wort mit anderem Gerede gleichsetzten, auch wenn das noch so klug und weise erschien. Oder man hatte in der Gemeinde überlegt, ob man nicht neue Methoden an die Stelle der alten setzen müsse, damit die Verkündigung in einer veränderten Umwelt überhaupt noch abgenommen würde.

Gott hatte es drastisch bewiesen, dass sein Wort lebendig ist und da wirkt, wo man es in Demut und Gehorsam

als seinen, nämlich Gottes Anspruch, anerkennt. »Wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert«, das war auch hier wieder deutlich geworden. Aus Unwillen oder Gleichgültigkeit verhärtete Herzen waren aufgeschlagen worden. Sie waren vor die Frage gestellt worden, welche Folgen denn das Wissen um die Wiederkunft Jesu in ihrem eigenen Leben und dem der Gemeinde haben würde.

Besonders überrascht waren viele davon, dass diese Frage irgendwie ansteckend wirkte und Kreise zog. Als Kinder hatte man manchmal ein Gesellschaftsspiel gespielt, das sogenannte »Geheimnissspiel«. Da musste man eine kurze Botschaft den im Kreise neben einem Sitzenden ins Ohr flüstern. So ging das durch die Reihe bis zum letzten Mann. Wenn der das Gesagte verstanden hatte, rief er laut: »Angekommen«. Und nun musste ein Außenstehender bei dem Letzten anfangend raten, wie die Botschaft lautete.

Hier und heute hatte man auch eine lange in ihrer Wirkung verschüttete Botschaft gehört, vom Geist Gottes ins Herz geflüstert bekommen. Und wer sie verstanden hatte, sagte sie weiter, und dann kam sie an und tat Wirkung.

»Der Herr Jesus kommt bald und könnte heute noch kommen«, das hatte geholfen. Viele der Menschen, die außerhalb der Gemeinde standen, hatten dann nicht lange mehr raten müssen, wie wohl Gottes geheime Botschaft an sein Volk laute. Sie konnten es nun hören und im Leben der Gotteskinder sehen, wie dieses Wissen wirkte. Sie, so mussten sie erkennen, die sich früher so gut wie nicht von uns unterschieden, sind jetzt plötzlich anders. Sie zeigen klare Konturen als Christen, sie weisen wie deutlich beschriftete Wegweiser auf ihren Herrn, den kommenden Christus hin.

»Erstaunlich! Erstaunlich!«, sagte man und begann nachzudenken. Wenn das nun wirklich so wäre, wie sie sagen? Wenn mit dem Wiederkommen ihres Herrn die

vielzitierte »Zeit der Gnade« vorbei wäre? Was, wenn sie Recht hätten und dann keiner mehr seine Sache mit Gott in Ordnung bringen könnte? Was, wenn es ein Zuspät wirklich gäbe?

Nicht alle dachten so, fragten so. Aber es war doch eine ganze Reihe von Leuten, die urplötzlich für ein Zeugnis, für ein Gespräch offen waren. Die nicht wie früher abwinkten, wenn man sie ansprach auf ihre Ewigkeit und auch auf Fragen der Gemeindezugehörigkeit. »Hat noch Zeit«, hatten sie früher gesagt oder: »Später mal, wenn ich alt bin«. Jetzt kamen sie tatsächlich in die Gemeindeveranstaltungen, die Jugendstunden, und etliche schickten sogar ihre Kinder in die Jungscharen und Sonntagsschule.

Für die Gemeindeglieder brachte das natürlich einen besonderen Anspruch mit sich. Sie hatten sich viel mehr auf den Gehalt ihres Glaubens und Bekenntnisses zu konzentrieren. Sie besannen sich, weil man Rechenschaft von ihnen forderte. Waren sie früher einfach nur eingeordnet gewesen, weil sie in eine »Brüdergemeinde« gingen, weil das ja immer so war und die Eltern schon da hingegangen waren, mussten sie sich jetzt plötzlich echt einmal rückbesinnen, vor sich selbst auch Rechenschaft ablegen, warum sie eigentlich eben da seien und nicht woanders. Mitläufer im Glauben oder nur aus Tradition dort gebundene wirkten wenig überzeugend, waren keine Wegweiser. Bis in ungeahnte Tiefenschichten hinein drang die Botschaft, schmerzlich oft oder mühevoll, aber heilsam und klärend.

Sehr interessant und fast wie ein Wunder wirkte die Botschaft auch auf die Haltung der Gemeindeglieder ihrer eigenen Gemeinde gegenüber.

Wie war das früher manches Mal gewesen?

Man hatte über die Versammlung gesprochen, und zwar viele Male recht negativ. »Das sei doch eigentlich eine veraltete und verlorene Sache, die bald eingehen würde!« »Da sei nie etwas los!« An den Diensten der Brü-

der, vor allem in der Verkündigung der Botschaft, war so viel kritisiert worden, dass diese manchmal den Mut und die Freudigkeit verloren. Man hatte nach Anpassung an die veränderten Zeiten gerufen und war bereit gewesen, die ganz einfältige Art der Stützung nur aufs Wort der Bibel aufzugeben.

O ja, dem Teufel musste das Reden dieser Art sehr gefallen haben. Aber wie musste es wohl auf Gott gewirkt haben? Das stand plötzlich erschreckend vor den Herzen. Er, der seinen Sohn dafür hingegeben hatte, war er nicht durch solches unbedachte bis zum lästerlichen hin ausgedrückte Reden ins Herz getroffen worden? Das ehrliche, innere Ja auf diese Fragen brachte zur Buße, und die war hart, aber gut. Nicht mehr die Frage nach dem, »was ich von der Gemeinde habe«, stand im Vordergrund. Ehrfurcht und Liebe, Hilfe und opferbereite Mitarbeit ist das, was wir der Gemeinde Jesu schulden, das war plötzlich sehr vielen klar.

Die Gruppe »Undank«

Eine ganz andere, leidige Sache, die sich seit sehr vielen Jahren unerledigt dahinschleppte, hatte sich übrigens auch geradezu verflüchtigt.

Das war der »Fall der Gruppe Undank«. Ein eigentümlicher Name, nicht wahr? Aber er traf die Kernhaltung bei einer Reihe von Christen. Unzufriedenheit kennzeichnete sie, gepaart mit einer Art von gieriger Lebenssucht. Wenn sich das nun nur bei unreifen, jüngeren Brüdern und Schwestern gezeigt hätte, hätte man einiges davon vor den wirtschaftlich düsteren Berufs- und Zukunftsaussichten verstehen können. Aber es traf in erster Linie auf ältere zu, von denen man Weisheit, Reife, Andersorientierung und vielleicht sogar auch eine gewisse Abgeklärtheit hätte erwarten können. Und es steckte wie ein gefährlicher Bazillus an.

Wie oft hatten die sich seelsorgerlich mühenden Ältesten darüber gesprochen, von der Kanzel ebenso, wie in vertraulichen und persönlichen Gesprächen. Wie viel Arbeit und Gebet war in die Lösung dieser dämpfenden und schädigenden Haltung investiert worden. Aber, so schien es, alles war umsonst gewesen, wie vor die Wand gesprochen. Es gab keine Spur des Widerhalls.

Hatte Gott denn nicht eigentlich Güte über Güte bewiesen? Waren die äußeren Verhältnisse, in denen sich so leicht und problemlos leben ließ, denn nicht des Herrn gnädiges Geschenk, das auf die Probe stellen wollte und von sich aus schon vor Missbrauch warnte? Wären nicht eigentlich nur dankbarer Genuss und die Frage nach vorhandener Not bei anderen die geistliche Folge gewesen?

Stattdessen sah man verbreitet unzufriedene Gesichter, nicht nur bei denen, die vielleicht aus Mangel einen gewissen Anlass dazu gehabt hätten. Die Fragen nach einem »noch mehr« und »was man sich eigentlich noch leisten solle und doch auch jetzt könne«, hörten bei den vielen anderen einfach nicht auf. Schrecklich!

»Wer meint, das sei übertrieben, der solle doch in einem unbeobachteten Augenblick mal sein Gesicht im Spiegel besehen, der solle sich mal erzählen lassen, was er in angelegten Plaudereien unter Geschwistern als liebstes Thema behandelt habe«, meinte einer der Brüder und stellte sich durchaus und ausdrücklich selbst mit da drunter.

Hatte das die Geschwister erschüttert? Sicher nicht alle! »Man solle doch vor der eigenen Tür kehren! Das ginge die anderen gar nichts an, wie man denke und was man sich leiste«, so manchmal andere laut zu hörende Zurückweisungen, teils erbittert, teils kühl abweisend in Ton und Ausdruck.

Aber die meisten bejahten die erschreckende Feststellung der Undankbarkeit schließlich. Und dann begann ein echtes Fragen, wie man denn da rauskäme. Denn dass das

wirklich ein echter Teufelskreis war, in den man da hineingeraten war, das hatte man gespürt.

Die Botschaft vom sehr bald wiederkommenden Herrn, die schuf echten Wandel. Nicht so, als ob von heute auf morgen plötzlich alle Süchte wie vom Wind verweht gewesen wären. Aber die Mienen hellten sich auf und das Reden über sehr viele, bisher durchaus beliebte und gängige Themen wurde dünner und dünner. Stattdessen hörte man plötzlich sogar Aussagen wie: Man dürfe doch froh sein, dass es uns so gut gehe, so gut wie, ganz ehrlich zugestanden, es früher kaum je den Anschein gehabt hätte. Und vieles davon, leider noch nicht alles, schrieb man dem göttigen Gott und Vater im Himmel zu und nicht mehr eigener Leistung. Man konnte es fast als ein grundsätzliches Umdenken ansehen, was da passiert war.

Der Herr selbst hatte durch die ins Herz gegangene Botschaft von seinem baldigen Wiederkommen und dem sich dann anschließenden »Rechenschaft-ablegen-müssen über das mir von ihm anvertraute Gut« den Kern meines Bekenntnisses, Christ zu sein, bloß gelegt und in Frage gestellt.

Es schien zwar kaum glaublich, wurde aber für sehr viele zur wunderbaren Erfahrung, und viele Dankgebete ehrten den Herrn dafür.

Neuorientierung und Engagement

Richters hatten den ganzen Prozess mit durchgemacht. Die letzten Wochen waren wie im Fluge vergangen. Sie waren gefüllt gewesen mit Gesprächen, die sie selbst initiativ geführt hatten, um etliches in Ordnung zu bringen, teils waren sie auch von anderen angesprochen worden. Seitdem sie damals das Wort neu gehört hatten und dieses sie gepackt hatte, waren viele Verhältnisse geklärt worden.

Vor allem hatten sie ihre Beziehung zur Gemeinde geordnet. Aus latenten Besuchern der Zusammenkünfte, die gewissermaßen auf unverbindliche Distanz lebten, wenn auch nicht ohne jede Beziehung, waren wieder engagierte Leute geworden. Sie wollten jetzt die volle Konsequenz. Ganz mitten drin lebten sie und vielen Geschwistern war das ein anspornendes, zündendes Wunder. Bettina und Daniel besuchten regelmäßig die Jugendstunden und arbeiteten dort mit. Schwerpunktmäßig betätigte sich Daniel in seiner neuen Aufgabe auch in der Jungschar. Er war ganz dabei und setzte sich voll ein. Manchmal ging es seinen Eltern sogar etwas zu weit. Er hatte ja auch noch für das Abitur zu arbeiten.

Mutter Renate verstand plötzlich wieder den Wert des Gebetes. Nachdem sie mit ihrem Mann als Ehepaar wieder gemeinsam dem Herrn ihren Dank und ihre Anliegen brachten, war nicht nur ein neues Ehe- und Liebesverständnis in ihr gewachsen, sondern sie erkannte auch, dass das gemeinsame Gebet der Frauen der Gemeinde in besonderen Gebetsstunden eine ungeheure Chance darstellte. Die anderen freuten sich, als sie dazustieß. Sie beteten offen für Personen und Anliegen, die man in der größeren Öffentlichkeit der Gemeinde nicht gut beim Namen hätte nennen können. Sie beteten ernstlich, dass die Erweckung, die die Gemeinde erfasst hatte, weiter um

sich griff. Und ganz sicher war die schnelle und überzeugende Nachwirkung der Botschaft, die sie damals gehört hatten, bei so vielen nicht zuletzt auf diese Gebetszelle und ihre Wirkungskraft zurückzuführen. Während andere noch abseits standen und darüber diskutierten, was man alles machen müsse, wie man sprechen und handeln, werben und lieben, einladen und abholen müsse, taten sie es und legten die Basis für alles, was geschah, im Gebet. Sie beteten für die Einheit und Einmütigkeit der Gemeinde, um Weisheit und rechte Leitung für die Beratungen der Ältesten, um wortgebundene und wortgetreue Verkündigung, um Herzen voll Liebe und Aufnahmebereitschaft. Natürlich griffen sie ebenso die Fragen der Menschen außerhalb der Gemeinde auf. Und so wie Gott in Philippi vor zweitausend Jahren den Gebetskreis um die Lydia zur Keimzelle der Gemeinde in Philippi machte, so wuchs hier auf diesem Boden des Betens auch Gemeinde nach Gottes Maßstab. Die Frauen fanden es als Gnade und die Männer der Gemeinde waren für diese Arbeitsunterstützung dankbar.

Wichtig war Renate dabei ein Buchtitel geworden. Als sie ohne tiefere Absicht, etwas zu lesen, am Bücherregal im Wohnzimmer vorbeiging, sprang ihr ein Buchtitel geradezu ins Auge:

»Wachsen oder welken«, stand da fett auf dem Rücken des Buches. Ins Buch hinein hatte sie gar nicht weiter gesehen; aber der Titel war ihr wie ein Symbol unter die Haut gefahren. »Ja«, sagte sie sich, »das stimmt. Es gibt nur zwei geistliche Entwicklungsmöglichkeiten: entweder man wächst oder man welkt. So gilt es für die Pflanze, so gilt es übertragen auch für den Menschen. Der elende, verführerische und absurde Begriff des Null-Wachstums, was ja in Wirklichkeit Stockung bedeutet, ist eigentlich nichts anderes als schon Welk-Stadium. Grau und krank scheinen dann die Blätter der Pflanze und genauso anormal sehen die Christen aus, die nicht wachsen.«

Ganz ähnlich, ihre Gedanken machten dabei einen großen aber berechtigten Sprung, ist es auch mit den Gemeinden. Wo kein inneres Wachstum ist, bleibt die Frucht aus. Wo qualitatives Wachstum nicht mehr vorhanden ist, kann sich auch kein quantitatives Wachstum einstellen. Da kommt keiner mehr hinzu, weil Gott nicht mehr ungehindert wirken, die Gaben, die er zur Mehrung der Gemeinde gab, nicht mehr Frucht bringend einsetzen kann. Da sieht alles zwar gut erhalten aus, aber nicht mehr vorwärtstreibend, auf den Herrn zuwachsend, ein bisschen unecht und welk, jedenfalls unattraktiv. Kein Wunder, dass es da nichts zu berichten gibt. Wachsen ist ja kein Wunder, das man jubelnd wie ein Jahrhundertereignis begrüßen müsste, sondern eigentlich nach Gottes Gedanken nur normal, weil der lebendige Gott sich kräftemäßig nicht verändert hat.

Als ihre Gedanken sich etwas konsolidiert hatten, sprach sie mit Ulrich und Bernd darüber, der gerade auch zu Besuch kam.

Gemeinde entdeckt ihren Funktionsplan neu

In der letzten Ältestenbesprechung hatte man genau über dieses Thema verhandelt. Der ganze Stoff war eigentlich durch einen unvorhergesehenen Umstand auf den Beratungstisch gekommen:

Einer der Brüder war heimgegangen, und man überlegte, wer denn die Beerdigung machen könne. Der eine hatte den Bruder X aus der Nachbarstadt, der andere den Bruder Y aus dem 150 km entfernten Lamenburg zum Dienst vorgeschlagen. Und als man dann diese Brüder anrief, war unglücklicherweise keiner zum nötigen Termin frei. Ganz ähnlich war die Beratung verlaufen, als man an die für das nächste Jahr fälligen Wochen der Hausbesuche bei allen Gliedern der Gemeinde dachte, wie sie seit vielen Jahren üblich und Gewohnheit waren. Dazu hatte man immer einen erfahrenen und reifen auswärtigen Bruder eingeladen, der viele Fragen der Gemeinde in den Häusern unbefangener im Gespräch behandeln konnte. Nun fand sich aber trotz eifriges Suchens keiner, der hier als Ersatz für den sonst eigentlich von den Ältesten durchzuführenden Dienst einspringen konnte. Alle waren terminlich lange im Voraus belegt. (Ob da übrigens Gottes Geist noch wirklich Schwerpunkte setzend wirken kann bei so viel Terminplanung?)

Und nun hatte einer der Anwesenden plötzlich die Frage gestellt, ob das denn normal und richtig im Sinne der Bibel sei, für solche nötigen Dienste geistliche Hilfe von außen zu holen. »Ist das denn geistlich richtig und vertretbar«, fragte Alfred Neu, »wenn wir doch davon ausgehen, dass uns Gott jede für den Bau und die Pflege der Gemeinde nötige Gnadengabe gegeben hat?«

Ein recht verlegenes Schweigen war die Folge. Dann hatte man noch gebetet, den ganzen Fragenkomplex dem Herrn vorgelegt und schließlich vereinbart, in den nächsten Tagen noch einmal darüber zu sprechen.

Dieses Gespräch fand am folgenden Montag statt und war sehr rege. Zudem waren alle froh, aus dem gewohnten, fast üblich gewordenen Gespräch über im Wesentlichen technische und terminliche Fragen, die mit der Gemeinde und ihren Veranstaltungen zusammenhingen einmal herauszukommen, und wirklich geistliche Fragen zu besprechen. Wie viel Zeit hatte man doch oft in der Vergangenheit mit Diskussionen über Probleme vergeudet, die weit besser und schneller von zwei oder drei, die sich darum besonders kümmerten, hätten erledigt werden können.

Jetzt sprach man über die Gnaden-Gaben im Bewusstsein, dass man hier selbst vor Gott gefragt war. Alle stellten sich unter die Schuld ihrer Versäumnisse. Nichtbetätigung der Begabungen hatte zu Lauheit in der Gemeinde, zur Stockung des Wachstums, zu mangelhaftem inneren Aufbau geführt. Die Folgen sahen dann ebenso aus, wie sie sich in dem Ruf nach Hilfe beim Beerdigungsdienst oder der Suche nach Brüdern, die die Hausbesuche machen sollten, abzeichneten. Und da würde es, so wurde im Laufe des Abends allen klar, nur recht kurze Zeit dauern, bis sich die Erwartungen bei Diensten aller Art nur noch auf bezahlte Kräfte verengen würden. Dass dies dann eine Abweichung von der biblischen Norm und Ordnung wäre, bejahten alle.

Natürlich existierten auch die verschiedensten Ansichten darüber, wie man das korrigieren könne oder sollte. Einer sprach da von früher und dass es doch da anders, er meinte »besser« gewesen sei. Alle hätten da noch ihre Aufgabe erkannt und getan, und er glänzte so lange mit der Herrlichkeit vergangener Zeiten, bis die anderen danach frag-

ten, wie sich das denn eigentlich als Folgeerscheinung heute noch zeige. Ein anderer, und er hatte einige weitere Brüder an seiner Seite, klagten nur über heute. Er sah das Versagen der anderen, die Dürftigkeit der Verwirklichung von Gottes reicher Planung. Und das war ja sachlich auch teilweise richtig, nur dass die Klage, die sich selbst genug ist, nichts nützt und ändert.

Grundlegend wechselte die Thematik zum echten und positiven erst, als die anderen zur Besinnung auf den Impuls zurückriefen, der zu dieser Besprechung eigentlich geführt hatte.

»Was nützt uns«, meinte Heinrich Rockmann, »das alles, wenn uns wirklich die Frage vor Augen steht, die doch schon so viel bei uns geändert hat seit Wochen: Was wäre, wenn unser Herr heute noch käme? Da hilft doch kein Jammern über heute oder ein sicher oft vergoldetes Bespiegeln der Vergangenheit, die auch nicht so rosig war wie man sie oft schildert. Lasst uns doch einfach an die Quelle zurückkehren und unsere Bibel fragen, was unser Herr heute von uns will! Und dann wollen wir uns gegenseitig ermuntern und arbeiten! Wir haben doch bei der Menge der Bedürfnisse nur noch wenig Zeit zur Korrektur!« Als sie sich dann gemeinsam auf die Dienste der Evangelisten, Hirten und Lehrer, auf die Arbeit der Ältesten besannen, da ging ihnen nicht nur das Herz auf über der wundervollen Versorgung der Gemeinde durch ihren Herrn, sondern sie bekamen auch den Stoß nach vorn in die Arbeit, der das entscheidende ist. Von der Gefahr weg, dem einen oder den zweien oder den dreien alle Dienste aufzubürden, halfen sie sich gegenseitig, den Arbeitsplatz für sich persönlich zu finden, der ihnen früher von Gott schon oft gezeigt worden war, den sie aber aus Scheu, Furcht oder auch Trägheit nicht übernommen hatten. Da half bei manchen Arbeiten auch eine gewisse Planung, wie z. B. bei den Besuchen. Je zwei und zwei erklärten sich

bereit, jeweils bestimmte Teilbezirke des Ortes zu übernehmen und die Hausbesuche dort regelmäßig durchzuführen. Und dann kam von allen kräftig unterstützt das Wichtigste: Das Ringen im Gebet um die rechte Weisung für das Wo und Wie im Tun der Arbeit.

Wie lange war das nicht mehr so gewesen! Wie dankbar waren sie alle dafür! Wie tief innerlich hatte sie der Ruf zur Pflicht und das Bewusstsein, dass Gott gerade sie haben und nutzen wollte, jetzt getroffen und beschämt, dann aber auch ermutigt!

So ging es weiter, nach vorn hin, aufs Ziel zu im Wissen: Er kommt bald! Packen wir die Arbeit für ihn an! Es ging wie bei dem schon erwähnten Steinwurf ins Wasser: Jeder Teildienst zog Kreise, tat Wirkung auch als Vorbild und das Wunder blieb nicht aus: Gott bestätigte durch Wachstum, durch inneres und äußeres Wachstum.

Und die Folgen in der Gemeinde?

Sie waren so vielfältig, dass man sie in ihrer ganzen Bedeutung kaum überschauen konnte: Das üble und unfruchtbare Gerede sowie die Klagen wurden schwächer und schwächer. Merkbar stieg der Pegel der Zufriedenheit, des Wohlgefühls über die Marke, die in den letzten Jahren geortet worden war. »Innerer Friede und Wachstum im Glauben und in der Freude«, nannte einer der verantwortlichen Männer das.

Diese selbst waren in den Zusammenkünften, gleich welcher Prägung, vollzählig da. Sie beteiligten sich mit dem, was ihnen der Herr als Beitrag aufs Herz gelegt hatte; das erschöpfte sich nicht in einem formellen, korrekten Beitrag, sondern man merkte, das kommt von Herzen, von ganz innen. Da hat es der Heilige Geist gewirkt im Erleben des Herrn und seines Wertes. Vielleicht war das beste Zeichen dafür die Lebendigkeit und Spontanität der Gebetsgemeinschaften. Sonntagschul-, Jungschar- und Jugendmitarbeiter gingen mit ganz anderer Motivation an die

Arbeit. Sie wussten um den Sinn und den hohen Wert ihrer Mühe. Und alle Geschwister hatten eigentlich den Eindruck: Wir haben uns als Gemeinde geändert. Wir wollen Anbetungs- und Dienstgemeinschaft für den Herrn sein. Und wie sie das waren, da zog es Menschen ohne Lebensverbindung mit Gott an, in die Gemeindestunden hinein und führte auch zu echten Bekehrungen.

Nachbesinnung

Einige Zeit später trafen sich Bernd und Ulrich, die beide zusammen auch ein Team unter den Mitarbeitern der Gemeinde bildeten. Sie passten gut zueinander und ergänzten sich von den Gaben her.

»Wie war das damals noch mit dem Apfelbäumchen, das Luther pflanzen wollte, selbst wenn er wisse, dass morgen die Welt untergehen würde?«, fragte Bernd. »Meinst du, Uli, der hätte das wirklich so gemeint?«

»Glaube ich nicht«, sagte der. »Luther war doch nicht dumm und weltfremd. Den Apfelbaum, der erst in Jahren Früchte trägt, zu pflanzen, im Wissen, dass er morgen beim Weltuntergang verbrennt, ist sinnlos. Aber was er meinte, das kann ich gut verstehen. Er wollte von der Pflicht des Tuns, der Arbeit, auch der für Gott, sprechen und damit davor warnen, angesichts der dunklen Wolken am Himmel der Zeit die Hände resignierend in den Schoß zu legen.«

»Genau das ist uns ja auch klar geworden. Sogar noch brennender und treffende«, meinte Bernd. »Wir warten ja auf den kommenden Herrn und nicht auf den Weltuntergang oder den Antichristen. Sehr viel Zeit zur Werbung für das Evangelium bleibt uns nicht mehr. Tun wir also das, was der Herr uns heute vor die Füße legt.«

Und als sie überlegten und zusammen betend Gott fragten, fanden sie wieder eine große Menge von konkreter Arbeit, dass sie am liebsten ganz flott wieder aufgegeben hätten. Aber als sie dann systematisch angingen, ging es Schritt für Schritt vorwärts. Manches machte Freude, manches beschwerte das Herz. Enttäuschungen wechselten mit Erfolgen. Zusammengefasst aber ging es vorwärts, aufwärts mit der Zielsetzung: Zufriedenheit des Dienst-Herrn Jesus Christus.

Und Ulrich ebenso wie Bernd und auch alle anderen, die

in der Arbeit standen, hatten die Gebetsunterstützung ihrer Frauen nötig, und sie selbst unterstützten deren Arbeit auf die gleiche Weise.

»Wenn man das einem erzählt«, meinte Ulrich wieder einige Wochen später, »könnte der es fast als unglaublich abweisen. Und ich würde das auch tun, hätte ich es nicht selbst am eigenen Leibe miterlebt.«

»Es hört sich wirklich wie ein Wunder an«, sagte Bernd, »und das ist es ja auch. Weil Gott hier wirkte und andere zusammen mit uns gehorchten, geschahen Wunder auf Wunder. Vielleicht rechnen wir nicht mehr mit echten Wundern, weil wir es uns weit gehend abgewöhnt haben, mit einem souveränen und schöpferisch wirkenden Gott zu rechnen. Das ist unser eigentliches Problem.«

Und Ursprung für alles war das Sinnen über der Frage: Was, wenn Jesus Christus heute noch käme? Wie sagte Albrecht neulich?

»Die Sicht auf den wirklich kommenden Herrn löst ungeheure Kräfte aus! Schöpferkräfte!«

»Herr«, so baten in Bernds Haus zwei fröhliche und doch am Ernst der Zeit gereifte Männer, »bleibe dran! Lass doch weiter das Wissen, dass Du so bald kommst, in uns lebendig sein. Lass dein Feuer in uns brennen, die Liebe uns erwärmen und zum Dienen antreiben! Hilf uns zum Durchhalten im geistlichen Sinne!«

Das ist nun ein Teil der Lebensgeschichte der Familie Richter, der Kellers, der Lebers und vieler anderer Christen auch. Es ist ein Teil der Geschichte der Gemeinde in ... (setzen Sie hier bitte Ihren Ort ein!) Oder sollten und müssten wir nicht eigentlich ganz anders sagen?: Es ist ein Teil der Geschichte des lebendigen Gottes und seines Wirkens mit einzelnen Christen und mit einem Teil seiner Gemeinde? (Oder können Sie hier Ihren Ort noch nicht einsetzen? Dann beten Sie doch darum!) Wissen Sie, wenn das wirk-

lich so gewesen ist, und die angeführten Beispiele sind echt, allerdings unkenntlich gemacht, dann stellt sich natürlich auch Ihnen die Frage:

»Was, wenn Jesus Christus heute noch wiederkäme? Was würde sich in Ihrem Leben denn ändern müssen?«

Das Wissen, dass er wiederkommt, ist sicher in den Jahrhunderten der Kirchengeschichte unterschiedlich stark entwickelt gewesen. Aber wo und wann immer es ganz bewusst einige der Gläubigen in ihr Leben nahmen, da veränderte sich bei ihnen und in ihrer Umgebung ungeheuer viel. Wo und wann immer eine Gemeinde Jesu dieses Wissen traf, da räumte man die Decken der Gleichgültigkeit, die so unempfindlich machen, die Schuttmassen ungeordneter und unkorrigierter Lebensführung weg. Und wenn das geschah, dann entstand echte Erweckung und Nutzung der Restzeit. Erweckung wächst immer und nur auf dem Boden der Buße und lebendigen Hoffnung.

Distanziert darüber zu reden, nützt sehr wenig bis nichts. Es läuft bei ungezählten Kindern Gottes wie Regen auf einem Ölmantel ab, ohne Spur und ohne Wirkung. Deshalb bleibt es ein Wunder Gottes, wenn Erweckung zustande kommt. Was aber könnte denn wohl schneller und besser wach machen, als der Ruf: Jesus kommt wieder?

Ich wäre doch dumm, wenn ich, ohne für Heizvorrat an Holz, Kohlen oder Öl zu sorgen, in einen kalten Winter ginge.

Jeder würde mich als töricht ansehen, wenn ich ohne nachzudenken, ein Unternehmen gründete.

Wenn ich weiß, dass ich in den Ferien zur Erholung verreisen möchte, werde ich doch gewiss vorher ein Quartier belegen. Wenn ich weiß, dass ich mit 65 Jahren pensioniert werde, werde ich doch wie selbstverständlich schon frühzeitig für ein Hobby oder eine Tätigkeit sorgen, die mir über den Rentenschock hinweg hilft.

Und wie viele ähnliche Beispiele ließen sich für Fürsorge und Vorsorge leicht aufzählen! Ist es dann nicht völlig konsequenzlos und reine Vogelstraußpolitik, wenn ich keine Lebensänderung vornehme, wenn ich weiß: Jesus kommt bald wieder? Es könnte schon heute sein. Und dann werde ich vor seinem Preisgericht stehen.

Als die Thessalonicher sich vor rund zweitausend Jahren bekehrten, da hatten sie die Grundlage für das neue, bleibende Leben aus Gott geschenkt erhalten. Dass sie darin nun nicht einschließen oder resignierten wegen der Länge der Wartezeit bis zum Kommen ihres Herrn, gab ihnen Gott drei Mittel zum Wachbleiben:

Das Wort, den Dienst und das Gebet.

Diese drei erhielten immer neue Lebensimpulse aus dem Wissen, dass er bald kommt, und der Liebe, mit der er sie umsorgte. Solche Liebe zeigt der Herr Jesus uns neu in seinem Wort, wenn er sich selbst uns darstellt in seiner ganzen Schönheit, den Himmel und die Wohnungen des Friedens im Vaterhaus, in seinem ganzen Reichtum und uns unser Erbe schildert. Wer sich damit befasst, wird automatisch gepackt, sofern es das Herz ist und nicht nur der Kopf, der liest und sinnt. Damit entsteht dann aber auch Gegenliebe, die sich nach dem Herrn Jesus sehnt. Also eine vielfache, wechselseitige Beeinflussung.

Bis heute ist das nicht anders geworden und wird das sicher auch in Zukunft nicht werden. Ohne persönliches Leben aus Gott kann natürlich nur Hoffnungslosigkeit die unserer Zeit und Welt angemessene Haltung sein. Wenn man aber weiß, dass man eigentlich im Himmel zu Hause ist und hier auf der Erde nur vorübergehender Gast, wenn man weiß, dass der Herr kommt, und zwar sehr bald, und alle Zeichen der Zeit darauf deutlich verweisen, dann kommt es zum täglich nötigen Gespräch, dem Gebet, mit ihm. Das hält wach und zeigt Gefahren auf, bringt die Aktualität des Kommens ins Bewusstsein und bewirkt echte

Ausdauer im Warten. Warten ist nie passiv, geschieht also, wenn es richtig geübt wird, nicht mit verschränkten Händen im Schoß. Biblisch richtiges Warten ist allerdings auch nie eine »fieberhafte Seelenspannung«, weil die kein Mensch auf die Dauer aushielte. Warten als Christ ist äußerst aktiv. Es geschieht im Dienst in großer Sehnsucht und Freude und doch mit Gelassenheit, weil der Herr sein Versprechen hält. Dienendes Wachen ist die Haltung, die den Christen, der Gott gefällt, auszeichnet.

Solch ein Mensch nützt die Zeit, und seien es vielleicht auch nur noch Stunden, um die Gnadenbotschaft weiterzusagen und Glaubenden wie Ungläubigen den Herrn Jesus großzumachen und nahezubringen.

Wartende sind leicht von anderen zu unterscheidende Leute. Man merkt es ihnen an. Sie haben typische Charaktermerkmale. Natürlich sind diese bei ihnen mehr oder weniger stark entwickelt. Wie stark, hängt von ihrer geistlichen Reife, von der Nähe ihres Lebens zu ihrem Herrn ab. Wir wollen die wichtigsten Merkmale, ohne irgendwie den Anspruch erheben zu können, dass wir schon so wären, aufzählen, wie es die Bibel tut. Wir wollen aber auch um die große Gnade bitten, dass wir in geistlicher Energie und völliger Hingabe täglich deutlicher diese Charakterzüge und Lebenskennzeichen selbst aufweisen:

Gottesfurcht

»Gottes Gnade unterweist uns, damit wir die Gottlosigkeit und weltlichen Lüste verleugnen und besonnen und gerecht und gottesfürchtig wandeln in dem jetzigen Zeitlauf« (Titus 2,12-13). Gottesfurcht ist der Weisheit Anfang. Will ich gottgemäß hier leben, muss die Ehrfurcht vor Gott, die aus meiner Liebe zu ihm stammende Scheu davor, ihm wehzutun, mein Leben bestimmen.

Wachsamkeit

»Lasst uns nicht schlafen wie die Übrigen, sondern wachen und nüchtern sein« (1. Thess. 5,6). Wie oft, ernst und nachdrücklich weist Gottes Geist darauf hin. Wachen ist das Gegenstück zum Schlafen. Als der Herr Jesus in seinen schwersten Stunden um begleitendes Gebet in ganzer Wachsamkeit bat, schafften die Jünger es nicht, sondern schiefen ein. Der Schlafende merkt nichts von dem, was um ihn herum vorgeht. Er hat abgeschaltet und ist wehrlos allen Angriffen ausgesetzt. Schlafen ist heute gleichgültiges Verhalten und man schlägt damit des Herrn Warnungen, die er doch für nötig hielt, als unnötig aus. Wie überheblich, als ob wir die Gefahr besser beurteilen könnten als er! Nüchtern wachen zeigt mir den Feind, gibt Zeit zum Rüsten und zur Abwehr. Wie bleibt man wach? Was vertreibt die Müdigkeit?

Die Zeit recht einschätzen und in dem Wissen leben, dass die letzten Stunden, Minuten oder Sekunden der Gnadenzeit eingeläutet sind und nicht mehr viel Zeit übrig bleibt.

Offene Augen haben für den kommenden Herrn selbst. Wer mit ihm beschäftigt ist, sieht besser.

In dem Herrn Jesus den einzigen bleibenden und alles Andere so Vergängliche übersteigenden **Wert sehen**.

Den Mahnungen des Geistes Gottes mit zartem Gewissen lauschen und fragend, dankend, hörend im Gebet verharren.

Die Lampen brennend halten. Das meint: Sein Wort und seinen Geist ohne Trübung wirken lassen und unter diesem Appell fleißig, ziel- und verantwortungsbewusst arbeiten für den Herrn.

Bereitschaft

»Umgürtet die Lenden eurer Gesinnung, seid nüchtern und hofft völlig auf die Gnade« (1. Petr. 1,13).

Heiligkeit

»Jeder der diese Hoffnung auf ihn hat, reinigt sich selbst, wie er rein ist« (1. Joh. 3,3).

Freude

»Welchen ihr, obgleich ihr ihn nicht gesehen habet, liebet; an den ihr glaubt, obgleich ihr ihn jetzt nicht seht, über den ihr mit unaussprechlicher und verherrlichter Freude frohlockt« (1. Petr. 1,8).

Hingabe

»Wenn der Christus, unser Leben, geoffenbart werden wird, dann werdet auch ihr mit ihm geoffenbart werden in Herrlichkeit. Tötet nun eure Glieder, die auf der Erde sind« (Kol. 3,4-5).

Geduld

»Habt Geduld, befestigt eure Herzen, denn die Ankunft des Herrn ist nahe gekommen!« (Jak. 5,8).

Entschuldigen Sie bitte nun noch einmal die offene Frage: Warten Sie so auf den Herrn Jesus? Ich wünsche es Ihnen jedenfalls von Herzen. Nichts bereichert Ihr Leben mehr.

Es harrt die Braut so lange schon,
o Herr, auf Dein Erscheinen;
wann willst Du kommen, Gottessohn?
Wann holst Du heim die Deinen,
erfüllest ihre Seligkeit?
Wann bringst Du die Erquickungszeit?
O komme bald, Herr Jesus!
O komme bald, Herr Jesus!

Wohl bist Du schon zu jeder Stund'
in Deiner Jünger Mitte,
sprichst Frieden uns aus Deinem Mund
und hörst Dank und Bitte.
Doch, Heiland, ganz genügt's uns nicht,
wir möchten schau'n Dein Angesicht:
O komme bald, Herr Jesus!
O komme bald, Herr Jesus!

Herr, lehr uns wachen, spät und früh,
dass unsre Lampen brennen;
lass Trägheit uns beschleichen nie
und nichts von Dir uns trennen,
damit, wenn dann der Ruf erschallt:
»Der Bräut'gam kommt!«, es widerhallt:
»Ja, komme bald, Herr Jesus!«
»Ja, komme bald, Herr Jesus!«

Dora Rappard

Ein Nachtrag,

der, wenn er auch ganz am Schluss dieses Buches steht, doch ganz sicher lesenswert ist und auch um Beachtung bittet:

Vielleicht haben Sie bei manchen Aussagen, wie sie sich als Schlussbemerkung zu den praktischen Erlebnissen in der Anwendung der Botschaft vom heute noch zu erwartenden Wiederkommen des Herrn ergaben, gedacht: Na ja, da geht immer alles gut aus. Fast unwirklich zu gut. Alle Probleme verflüchtigen sich, wenn man nur hört: Jesus kommt wieder! Bei uns ist das oft völlig anders!

Natürlich ist es leider so, obwohl wir alle uns das doch wahrscheinlich ganz anders wünschten und es auch vom Heiligen Geist sicher so gewollt ist.

Natürlich sind niemals alle Herzen, die die Botschaft hören, gleich sensibel, gleich aufnahmewillig und zur Korrektur bereit. Man hört das Wort – lässt es aber sehr oft an den praktischen Konsequenzen fehlen. Wir geben das ehrlicherweise zu, bedauern es sogar, grundlegend ändert sich bei uns aber meist doch recht wenig. Sollen wir uns nun damit abfinden, dass es nun mal so ist? Oder müssen wir uns nicht stets neu dem Anspruch des Wortes und des Geistes Gottes stellen? Ganz sicher! Und wir wollen es auch tun.

Wo aber der Herr wirklich zu seinem Ziel mit uns kommt, da finden sich auch Korrekturen, da ändert sich manches im persönlichen wie im gemeindlichen Leben, da »geht es gut aus«. Deshalb ist es keine idealisierende Schlussfolgerung, die wir uns in diesem Buch bei so manchen Gelegenheiten miterlebten, keine Schönrederei. Wo Gott handelt, da passiert etwas. Und Er handelt ganz sicher immer wieder da, wo Menschen sich seinem Wort willig stellen. Das muss dann nicht unbedingt ein drohendes

Schelten sein, das kann auch ein lockendes, liebevolles Darstellen dessen sein, worauf Gotteskinder doch warten: die Wiederkunft ihres Herrn. Dieser Ausblick aufs Schöne und Ersehnte ruft noch oben, löst von hier und bringt da zurecht, wo wir uns Sog der Welt verloren haben. Gottes Art ist es, das Positive immer zuvorderst vor Augen und Herzen zu stellen. Wir machen das meist umgekehrt. Er will das leid- und manchmal auch schmerzhaft Mahnen möglichst vermeiden. Wohl uns, wenn wir darauf hören; dann führt er uns zum Guten zurück.

Natürlich hören auch viele Menschen, selbst Gotteskinder, an der packenden Botschaft vom Wiederkommen des Herrn Jesus einfach vorbei. Man will es vielleicht als eine für die ferne gültige Wahrheit hören. Es soll dann gelten, wenn es mir zeitlich passt. Aber es ist nun mal ebenso Tatsache wie der Fakt seines Wiederkommens an sich, dass der Herr sich mit dem Zeitpunkt seines Kommens nicht nach unseren Plänen richtet, sondern nach seinem ewigen Plan. Und weil er den exakten Termin in seinem Wort nicht mit Tag und Datum angegeben hat, bleibt uns als Zeitangabe nur sein Wort: »Bald!« Dieses Bald wird in seinem Wort dann noch mit Zusatzangaben über die das Kommen begleitenden Umstände ergänzt. Und wenn wir die nun heute mit seinem »Bald« täglich zunehmend ein Stück deutlicher kombiniert sehen, dann ist es keineswegs nötig, dass noch irgendetwas vor seiner Wiederkunft eintreten müsste. Deshalb sollte sich keiner hinter der Ausrede eines fehlenden genaueren Wissens verstecken, sondern sich fragen, was passiert, wenn Er heute noch käme?

Wollen wir uns persönlich heute diese Frage stellen lassen?



J. F. Lövgren

... und ihre Lampen verlöschen

Taschenbuch

160 Seiten

4,80 DM

ISBN 3-89397-742-2

Es ist erschütternd, wenn der Prophet Jeremia zum Volk Gottes sagen muss: »Sie haben ihr Angesicht härter gemacht als einen Fels, sie haben sich geweigert, umzukehren.«

»Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an«, sagt der Herr Jesus zu der Gemeinde in Laodicäa. Bestand ihr Leben nicht aus wunderbaren Gottesdiensten und aus Festen, bei denen die großen Taten Gottes gefeiert wurden? Vor dem Hintergrund des jüngsten Gerichts setzt diese Erzählung aus einer norwegischen Kleinstadtgemeinde der Gemeinde Jesu einen Spiegel vor, bei dessen Anblick man erschauert.